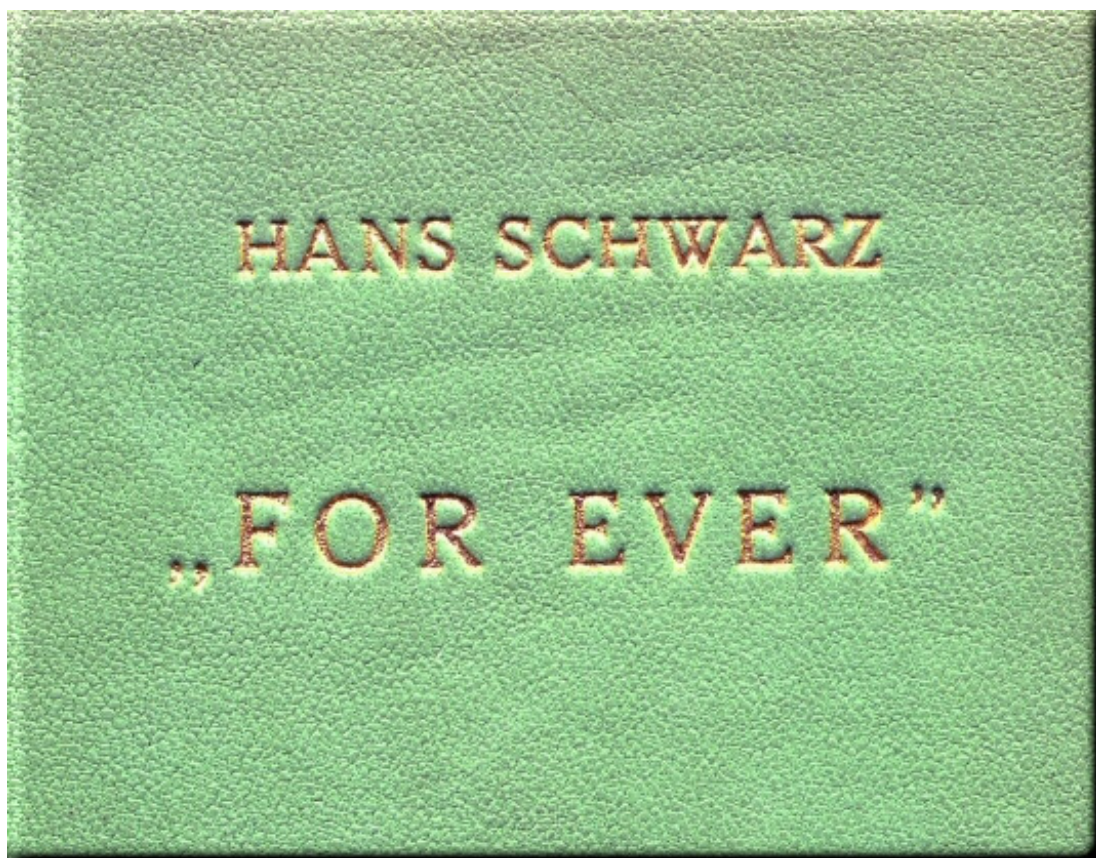
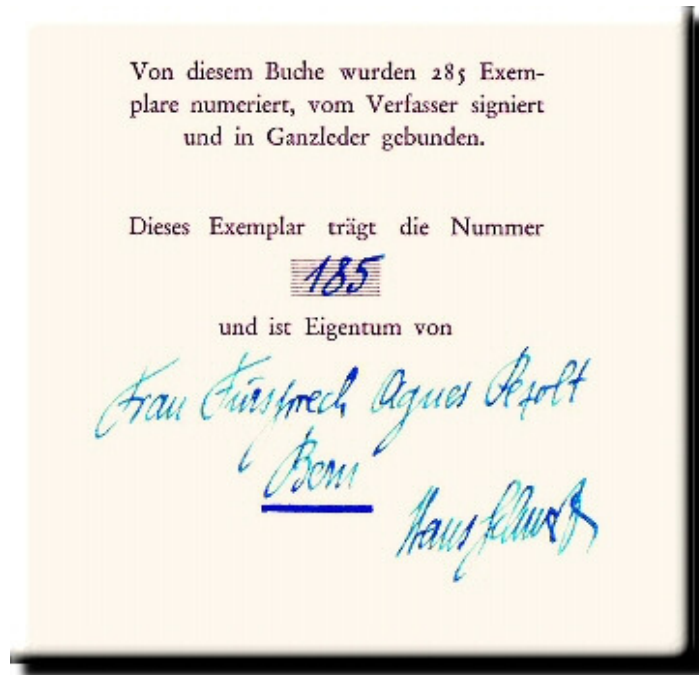




Mit 16 Bildtafeln im Anhang



Im Original 1939 by Rascher & Cie., A.-G., Verlag, Zürich

Nichtkommerzielle Neuauflage 2009

im Eigenverlag Ignaz Schmucki, CH-3600 Thun

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

AN DIE
VICOMTESSE DE MONTESSUS

Irland — grüne Insel, umspült vom unendlichen Meer! Deine weichen Hügel träumen unter dem bleigrauen Himmel, der aus dem Dunst der Wasser einen massigen Bogen spannt vom Ozean hinüber zur Irischen See.

Irland — Insel der Pferde, Land der Reiter, Heimat der kühnen Amazonen. Weit dehnen sich deine Weiden, und ihr mooriger Grund verschluckt den flüchtigen Hufschlag feuriger Rosse.

Irland — Insel des Glaubens und der Freiheit — Gott zum Gruss!

Wie ein riesiger Vogel merkwürdig schnell dahinzieht über den Wolken
und wie ein Reiter erstmals zum Fliegen kommt.

Wir wollen ganz ehrlich sein. Auch wenn wir durch Statistik und Werbung von der fast absoluten Sicherheit des heutigen Luftverkehrs überzeugt sind, kämpfen wir trotz alledem mit einem letzten Rest alteingewurzelter Voreingenommenheit, wenn wir uns zum erstenmal mit Haut und Haar einer Luftkutsche anvertrauen. Ganz unwillkürlich tönt uns noch die Warnung des Winzenried-Kobi von Köniz im Ohre nach: »Flüge? Nei bim Donner, das war mier zweni sicher. So hoch ufe u niene meh Hebi!« Doch es ist ein strahlender Morgen, und herrlich glänzen die Firne unserer Berner Alpen hernieder aufs weite Belpmoos, und die dunkelblauen Felsmassen der Stockhornkette scheinen mit selbstverständlicher Gelassenheit unserem Vorhaben zuzunicken. Also rein in den Kasten! Ein letztes Winken aus dem kleinen Kabinenfenster, und pfeilschnell reisst uns der surrende Propeller über die Wiese, und unmerklich geht's hinauf, und bald werden die Häuser und Dörfer zu niedlichen Spielzeugbauten tief unter uns, und Heimet von hundert Juchart sind nur noch grad so gross wie Kobis Pfeifendeckel. Schachbrettartig reihen sich die Felder zu einem wohlgepflegten Gemüsegarten, und dazwischen breiten sich die dunklen Teppiche unserer herrlichen Berner Wälder. Ja, erst hier oben wird man richtig des Waldreichtums unseres Emmentals gewahr, und auch noch etwas anderes wird uns zu ruhiger Gewissheit: wie leicht diese »Chrächen« und Geländewinkel und Schrunde zu verteidigen sind, und auch der deutsche Generalstabsoffizier, der in voller Uniform vor mir sitzt, scheint diese Ueberzeugung zu gewinnen. Hell und freudig grüssen uns zum letztenmal für lange Zeit unsere herrlichen Alpen, und wir geniessen mit nimmersattem Blick das schönste Panorama dieser Welt. Bald verlieren wir sie, die Felder und die Wälder und Flüsse und Seen und die niedlichen Häuserzeilen der Dörfer. Unter uns braut und brodeln ein unendliches Meer, und wir sind allein mit den fernen Bergen und kommen uns so erhaben vor wie sie, die ewig über den Nichtigkeiten des Alltags thronen. Ein eigen prickelndes Gefühl möchte uns nochmals beschleichen — der Gedanke, zwischen sich und dem brodelnden Nichts da unten nur ein paar dünne Bretter zu wissen; nicht Bangigkeit, nicht Furcht: ein Quentchen Fatalismus vielleicht möchte jeder zugestehen. Lange kreisen wir über Dübendorf; denn die Einfahrt ist nicht frei. Ein allerletztes Mal will uns ein ungewisses Gefühl beschleichen, wie wir niedergleiten in das Nichts und nur Dunst ist unter uns und über uns und neben uns. Doch sicher setzt der Vogel der »Alpar« auf und rumpelt über die Fläche zu den Hangars.

Die grosse »Douglas«-Maschine der »Swissair« besteigen wir schon mit der nonchalanten Gleichgültigkeit steinalter Piloten, und wenn jetzt der Winzenried-Kobi dastünde, würden wir ihm überlegen ins Gesicht lachen. Mit uns wird ein dreijähriges, herziges Mädchen franko nach London verladen. An einer Schnur um den Hals trägt es einen Karton mit Schreibmaschinenschrift, bestimmend, das Kind sei der Miss so und so mit Ausweisschriften so und so in Croydon auszuliefern, und die hübsche Stewardess nimmt den kleinen Wildfang in Obhut.

Was nun folgt, ist unvergesslich und traumhaft schön. Nur noch in Basel gleitet der Riesenvogel zur Erde, dann schwingt er sich hoch in den Aether. Kein Rütteln, kein Stossen, kein erschütterndes Bremsen. Gleich den Adlern des Olymps fliegen wir über einem unendlichen Nebelmeer, sehen noch durch ein Wolkenloch die Kreidefelsen von Belfort, um dann jede Sicht auf Frankreichs Fluren zu verlieren. Unter diesen Wolkenmassen müssen die Schlachtfelder des grossen Krieges dahingleiten. Und während unten den Menschen ein trüber Tag beschieden ist, fliegen wir im flutenden Licht der Sonne. Unbeschwert und gleichsam aller Sorgen ledig, steuern wir durch den Himmel.

Die Nebeldecke reicht fast bis zum Kanal. Ueber den beidseitigen Küsten aber ist es klar, und ein grandioses Panorama entrollt sich unsern Blicken. Unter uns noch französische Erde, können wir schon die rote Felsenküste von merry old England erkennen. Und nun sind wir über dem Meeresarm, der Britannien vom Festland trennt, und fast vermögen wir nicht zu glauben, welche wichtige Rolle in der Geschichte Englands und Europas diese paar Meilen Wasser, die wie ein besonders breiter Strom erscheinen, spielten und noch heute spielen, wie an diesem Wässerlein die Macht des grössten Feldherrn aller Zeiten, Napoleon Bonapartes, sich ohnmächtig staute. Wir entdecken einen einzigen Dampfer, und er scheint uns so niedlich und winzig klein wie ein Spielzeugschiffchen von Zwergen. Als zöge ein unsichtbarer Gigant ein Brett unter uns weg, gleitet tief unten Englands Küste heran. Wir bemerken die Gischt der Brandung, und bald zieht die englische Landschaft unten vorbei: jene typischen, eng zusammengedrückten Häuserzeilen der Städte, kleine Dörfer, Landhäuser, weidendes Vieh, Eisenbahnen, Autostrassen und bei jedem kleinsten »Kaff« ein Fussballplatz. Londons Nebel stellt die ersten Vorposten in Form grosser Dunstfetzen, und nun stechen wir mitten hinein in den graugelben Pudding. Doch diesmal verlassen wir uns auf Pilot und Funker; denn längst steht unser Flugzeug mit Croydon in Verbindung und peilt unsere Lage. Und jetzt zieht der riesige Vogel seine Schleifen über dem Landungsfeld, und wir haben Freude an den Schrägkurven und möchten uns noch lange durch die Milchsuppe schwenken lassen. Sicher und fast unmerklich setzt die »Douglas«, dieses Wunderwerk unseres technischen Zeitalters, auf den Boden ab. Neidlos wollen wir als Vertreter der guten alten Zeit des Pferderückens zugestehen, dass jede Epoche ihr Gutes und Schönes zeugt, und wir möchten dem Flug, der uns für kurze Stunden in himmlische Gefilde entführt, die Krone des höchsten Triumphs dieser Zeit wohl zuerkennen.

Wie wir durch Mittelengland fahren
und bei sternklarer Nacht über die Irische See schaukeln.

Drei Tage London — wir wollen bei unserer Rückkehr über diese grösste Wüste aus Stein berichten —, dann Fahrt durch Mittelengland im Drittklasswagen, der so komfortabel gepolstert ist wie anderwärts die erste. An der Grenze von Wales steigt eine junge Miss ein,

vom Weekend heimkehrend. Ich suche meine besten Brocken Englisch zusammen, und bald sind wir in angenehmer, wenn auch oft stolpernder Unterhaltung bis Liverpool. Korrigieren wir gleich hier ein dummes Vorurteil: Die Engländerinnen sind nicht alle hager, sommersprossig, eckig, langweilig und eingebildet. Es gibt hier, wie überall in der Welt, sehr schöne Frauen, mehr schöne als hässliche, blonde und schwarzlockige und besonders hübsche kupferrothaarige. Und wenn uns vor dem breiigen Englisch graut, so dürfen wir versichern, dass es aus schönem Munde besonders weich und lieblich sich anhört. In Liverpool telephoniert Miss Wood nach Hause, und so sehr ich dankend ablehne, muss ich doch gleich zu Beginn echtenglische Gastfreundschaft annehmen: Mister Wood, der Vater der jungen Dame, holt uns im Wagen ab nach Wolton, wo er ein prächtiges Landhaus inmitten eines schmucken Gartens besitzt. Einen Tag muss ich bleiben, und wenn die Franzosen behaupten: «Les Anglais ne mangent pas — ils se nourrissent», so ist auch dies nur eine unhaltbare Verallgemeinerung, und die englische Küche kennt noch anderes als Porridge und Pudding.

Das Schiff hinüber nach Dublin soll Schlag 10 Uhr den Quai von Liverpool verlassen; doch erst gegen 11 Uhr nachts stoppt der Zustrom der Reisenden, die hinüber wollen nach der grünen Insel, ihre »holidays« zuzubringen oder dem grössten Pferdesportereignis beizuwohnen, der Royal Horse Show in Dublin. Das Schiff ist überfüllt, die meisten Reisenden finden keine Kabinen. So drücken wir uns in den Rauchsalons, den Gängen und an Deck herum. Es ist eine herrliche, sternklare Nacht. Noch eine Weile begleitet uns, rasch über die Wasser streifend, in Intervallen das Licht der englischen Leuchttürme; dann sind wir allein zwischen Himmel und Wasser. Ein irischer Priester gesellt sich zu mir, und ich muss mit ihm zu einem Glas englischen Biers sitzen. Und wie es sich herumspricht, ein Schweizer sei an Bord, will jeder einen »drink« spenden, und ich habe Mühe, abzuwehren. Desto fröhlicher werden mit dem Morgengrauen und zunehmender Zahl leerer Whiskygläser die englischen und irischen Gentlemen. Doch wie früh 6 Uhr der »Lockout« zwischen die Quais von Dublin gleitet, ist ringsum ein einziges Schnarchen, und diese Briten scheinen einen zähen Schlaf zu haben, wie alles an ihnen zähe sein soll, wie an einer alten Luzerner Katze; und ich habe Mühe, sie durch Püffe und Rütteln in den grauen Alltag zurückzurufen.

Bis 8 Uhr scheint die irische Hauptstadt tot. Dann setzt jener Riesenbetrieb durch die Strassen ein, der nun einmal zu einer Stadt von 500 000 Einwohnern gehört. Die Briten sind Langschläfer. Viele Geschäfte öffnen erst um 9 Uhr, die Bureaux um halb 10 oder 10. Dass trotzdem eine Riesenarbeit innert nützlicher Frist bewältigt wird, dafür ist der Reichtum des britischen Imperiums Zeuge.

Unmöglich, während der Horse Show in Dublin ein Zimmer zu finden; sogar die Badewannen sollen ausverkauft sein. Doch ich kann bei Landsleuten unterschlüpfen. Herr Baumann ist Chef des grössten Restaurants der irischen Kapitale und besitzt ausserhalb ein schönes Einfamilienhaus. Seine Frau ist eine Schottin und führt eine ganz vorzügliche Küche. So bin ich wohlaufgehoben und habe nur Kummer, der stets viel zu reich besetzte Tisch setze mir einige Kilogramm Gewicht zu, und dies ist für mein Vorhaben nicht gerade wünschenswert.

Noch ein Schweizer lädt mich zu Gaste. Herr Anneler aus Grindelwald ist Chef de cuisine im grössten Dubliner Hotel. Es gibt da eine internationale Brigade — aber eine höchst friedliche, die Mr. Anneler befehligt: fünf Köche, und jeder von einer andern Nation: ein Ire, ein Elsässer, ein Franzose, ein Deutscher, ein Italiener; dann zwei Pâtissiers, einer ist Schweizer, der andere Oesterreicher. Jeder will mir ein Meisterwerk seiner Kunst vorsetzen. So führt mich Herr Anneler in seine private Stube neben der riesigen Küche, und nicht hinauf in den Speisesaal; und ich habe mich wahrlich nicht zu beklagen.

Wie wir viele Mühe haben, unter tausend schönen Pferden »For ever« zu finden
und wie ein Hirtenknabe sich mit schweren Geldsäcken herumschlagen muss.

Unsere Reise war ganz anders geplant. Mit meinem schönen Ungarschimmel wollte ich hinüberreiten nach Britannien und Irland. Doch die Schicksalswürfel fielen schlecht. Kurz vor meiner Abreise musste ich meinen schönen Ungarn wegen einer schweren Kolik erschiessen lassen. Nun geht die Reise umgekehrt herum: auf der Insel der Pferde will ich mich erst wieder beritten machen.

Dies dürfte nicht allzu schwer sein; denn wenn Irland ein Pferdeland par excellence ist, dann ist die Royal Horse Show zu Dublin alljährlich der Ort, wo die schönsten Pferde der Welt feilgeboten werden. Also gilt es nur zuzugreifen — so meinte auch ich. Doch es kam wiederum ganz anders.

Hier sieht man vor lauter Bäumen den Wald nicht. Ausserhalb der Stadt dehnen sich grosse Gebäude, Ausstellungshallen — denn die Horse Show ist zugleich eine kleine irische Landesausstellung für Industrie, Handel, Gewerbe und Schifffahrt —, lichte Stallungen ohne Zahl, dazwischen Paddocks, Springgärten, riesige Tribünen für 50'000 Zuschauer, Auktionslokale, die Gäste aus den fünf Weltteilen aufzunehmen, die herbeiströmen, dieses für Reiter und Pferdemenschen herrlichste Schauspiel zu sehen.

Auf einem der Felder tummeln wohl vierzig Amazonen ihre Hunter. Alle reiten im Damen-Sattel. Kokett sitzt der steife Hut auf den Locken, und die schlanken Gestalten meistern mühelos die aufgeregte tänzelnden Blutpferde. Es gibt unter diesen Amazonen alte Ladies, die mit vollendeter Grazie über die Bahn fegen. Mrs. Wall ist 70 Jahre alt. Im grossen internationalen Springen über eine sehr schwere Hindernisbahn lässt sie ihren Hunter in einem Tempo gehen, das Staunen, Bewunderung und brausenden Beifall der vielen Zehntausende erregt. Vor 131 weiteren Konkurrenten aus aller Herren Ländern belegt sie den sechsten Platz mit fehlerfreiem Parcours. Dann gibt es Kinderspringen, und wieder braust der Beifall von den dichtbesetzten Tribünen, wenn ein kleiner Knirps von 5 Jahren oder ein Mädchen von gar nur 4 ihr Pony meisterhaft über die Bahn führt.

Ein Pferd ist immer schöner als das andere. Ein Schecke wird an mir vorbeigeritten — ein irischer Hunter von vollendeter Schönheit. Soll ich, soll ich nicht? Fragen ist immer erlaubt, so

man die Antwort nicht scheut, nach dem Leitspruch der Berner Bauern, wenn sie zu Markt fahren. Der Reiter holt den Besitzer herbei. Dieser hagere, wirklich rothaarige und sommersprossige irische Mister rühmt das Pferd und seine Eigenschaften; dies ist ganz unnötig, denn ich bin Hals über Kopf in das Tier verschossen, und wenn ich ein Endchen von Rockefellers Scheckbuch oder Aga Khans Geldsäckels hinterstes Fach zur Verfügung hätte, möchte ich gleich zuschlagen. Der Preis? Ich möchte mich gleich hinsetzen: 450 Guineen fordert mit selbstverständlicher Gelassenheit der irische Gentleman; das sind grad einige Fünf über mehr als zehntausend Franken. Rings um uns staut sich eine neugierige Menge. So erkläre ich dem guten Irishman gelassen lächelnd: "This is a horse fit for a king, but your price is also fit for a king." Im Kreise bricht ein Gelächter aus, und Händeklatschen, und ein Reporter des »Irish Independent« zückt den Griffel: am Abend steht's richtig in der Zeitung. Alle diese Händler und Züchter scheinen nur mit dreistelligen Zahlen zu rechnen, und in Sovereigns auf unsere heute nur noch halbbatzigen Schweizer Fränkli übertragen, geht dies stets gleich ins Guttuch, denn eine Guinee ist gerade ein Schilling mehr als ein englisches Pfund, also 22 ½ Franken. So kommt es an diesem ersten und auch am zweiten Tage zu keinem Kauf.

Am dritten Tag die Auktion der Vollblutjährlinge, als Vorgeschmack für die Huntersteigerung. Mit phantastischer Schnelligkeit folgen sich die Angebote von 10 Guineen ansteigend in schwindelhafte Regionen. Das billigste einjährige Vollblut geht für 14 Guineen weg (das sind 315 Franken), das teuerste für 2005 Guineen (das sind 45000 Franken!). Und wer nicht eingeweiht ist und das Zuchtbuch nicht kennt, möchte keinen grossen Unterschied zwischen den zwei herzigen Füllen feststellen.

Die eidgenössische Armee-Einkaufskommission ist an der Show, um für Regie und Remonte 300 Pferde anzukaufen. Herr von Gunten hat Verständnis für meine Nöte und teilt mir sein Faktotum zu: einen irischen Gentleman, Mr. Dignam. Am vierten Tage wohnen wir der Hunterauktion bei und haben sieben Stunden schwere Mühe. Immer wenn ich mit Mr. Dignam in den Stallungen ein Pferd nach Nummer für mich aussuchte, gehen wir ihm nach in den Auktionspavillon. Aber da sind Leute die Menge mit schweren Geldsäcken, und meist schon nach den ersten Ausrufen klettern die Preise für mich in unersteigbare Höhen. Es ist schon drei Uhr nachmittags, und um vier ist die Hunterauktion und auch die Show zu Ende, und wir haben immer noch kein Pferd. Ich trage mich schon mit dem Gedanken, an der Show nicht zum Kaufe zu kommen — da entdeckt mein Irishman in einem hintersten Stall zwei Hunter, die nicht zur Auktion kommen. Der Besitzer ist bald herbeigelotst, und wie er hört, dass der »Swiss Officer« zu einem Irlandritt einen seiner Hunter kaufen möchte, nennt er einen mässigen Preis. Ich will schon zuschlagen, da nimmt Mister Dignam den Gentleman beiseite, flüstert ihm etwas zu, und der Ire kommt auf mich zu, reicht mir die Hand, beglückwünscht mich zu meinem Unternehmen, das schöne Irland zu Pferd zu bereisen, und sagt, er möchte auch einen kleinen Teil an die Kosten beitragen, indem er ein Drittel des genannten Preises erlasse. »For ever« ist ein grosser, kastanienbrauner irischer Hunter, d. h. ein Jagdpferd "hunted with the Kildare Hounds

and South Dublin Harriers", wie der Katalog sagt, hat also Jagden hinter berühmten Kildare-Hunden und den Süd-Dublin-Meuten gelaufen. »For ever« ist der Zuruf, mit dem sich die britischen Soldaten in schwieriger Lage zum Ausharren anspornen, und deshalb soll mein neues Pferd so heißen. Es hat schöne, klare, dunkle Augen, ist sehr lieb, nur etwas scheu. Ich habe es gleich ins Herz geschlossen, und wie ich mein Scheckbuch fast ganz entblättert habe, den freundlichen Irishman zu bezahlen, reut es mich nicht, und ich lasse meinen braunen Hunter durch einen jener ganz armen und zerlumpten Irländer, die es auch gibt, in die Stadt führen. »For ever« gehört mir — für immer.

Wie der gute Mister Byrne die Zöllner und Sünder bekehrt
und »For ever« viele Seitensprünge macht.

Mein Pferd steht in der Stallung des Mr. Byrne im ältesten Stadtteil von Dublin und zugleich wohl im ärmsten Viertel. Uralte Häuser reihen sich zu schmalen Gassen, wo verschämte Dürftigkeit um die Ecken streicht. Mr. Byrne wird vom Leben noch gerade so mitgenommen. Die Sorgen des Alltags haben ihre Runen bereits in sein gütiges Gesicht gezeichnet. In seinen Stallungen stehen fünf Pferde, und aus dem schmalen Hofe dringt über die Altstadtgasse ein Duft von Heu und Dünger und fernem Land, wo es Wiesen gibt und Kühe und Schafe, und alles weit ist und sonnig und gut und keine grauen Mauern das Leben in enge Bahnen pressen. Wenn man das Leben der fünf Pferde des Mr. Byrne schriebe, würde man wohl die Geschichte des ganzen Pferdegeschlechts schreiben. Da ist ein sehr schweres, altes Pferd mit buschigem Fesselhaar und struppiger Mähne und einem Schweif, der seine Struppigkeit längst verloren hat und in seiner Kahlheit nicht sonderlich zur Zierde des Ganzen beiträgt. Ein Leben schwerer Arbeit hat mancherlei Spuren auf dem einst glänzend braunen Fell hinterlassen, und die lockeren Vorderknie zeugen von vielen tausend Meilen auf hartem Stadtpflaster, und in seinem trüben Blick scheint ein letztes Sehnen nach den fernen grünen Weiden zu flackern, die es nie mehr wiedersehen wird. Dann ist noch ein altes Pferd da, auf beiden Augen blind. Es knabbert duftiges Heu und saugt mit diesem Duft von Blumen und Sonne alte Erinnerungen aus der Zeit, da es ein stolzer Hunter war und hinter den Meuten über Hecken und Gräben setzte. Neben ihm steht ein kleines Pony, das seine Hoffnungen noch nicht begraben hat. Mr. Byrne verleiht es an Kinder, die im nahen Stadtpark auf ihm reiten. Sein Blick ist noch mutwillig und neckisch und seine Arbeit nicht allzu schwer. Zwei junge Pferde, ein Rappe, ein Fuchs, deren Lebensbuch noch wenige beschriebene Blätter aufweist, und die über den schlafenden Hof wiehern, und denen das Leben noch als Fata morgana erscheinen und viel Gutes versprechen mag. Die Pferde von Mr. Byrne sind alle sehr zutraulich und zahm; denn nie würde ihr Herr eine Misshandlung dulden. Nun aber gilt seine ganze Sorge »For ever«, und ich kann mich auf Mr. Byrne verlassen. Aus den Gläsern seiner Brille blicken blaugraue, gütige Augen, und da er während des Krieges als Leichtmatrose an der französischen Küste diente, ist er sehr erfreut,

mit mir in einem etwas breiigen Französisch zu sprechen. Jeden Wunsch liest er mir von den Augen, und wenn ich ihn um etwas bitte, ist seine stereotype Antwort: «Avec mon very grande plaisir.»

»For ever« bekommt neues Beschläge; denn für meinen Ritt habe ich die vorzüglichen »Mordax«-Stollen mitgebracht: eine schweizerische Erfindung, die jedes Ausgleiten auf glatten Asphaltstrassen zur Unmöglichkeit macht. Ich bewundere die flotte Arbeit des Schmiedemeisters, der in einem uralten Schuppen einer Seitengasse seine Werkstatt aufgeschlagen hat und vom rohen Eisenstab das Eisen bricht und formt und mit seltener Fertigkeit auf dem Hufe verpasst. Dann führt mich Mr. Byrne zum Zoll, meine Satteltasche auszulösen, und die irischen Zöllner haben hier in Dublin einen gar schlechten Ruf — wohl zu Unrecht, denn sie tun wie anderwärts nur ihre Pflicht. In einer der gewaltigen Hallen am Quai steht einer jener Vielgestrengen. Ich lasse gerne Mr. Byrne unterhandeln, und er spricht sanft und gütig mit dem Mann unter der Amtsmütze und umarmt ihn mit seinen weichen Blicken, so dass ich meine Tasche nicht einmal zu öffnen brauche. Nun reut es mich, dass ich wirklich keine Schweizer Stumpen mitnahm und während meiner Reise mit den gaumentötenden englischen Zigaretten werde vorlieb nehmen müssen.

Gleich auf den nächsten Tag habe ich meine Abreise festgesetzt; denn ein endlos langer Weg steht uns bevor, und ich weiss noch gar nicht, wie sich mein Hunter stellen wird. Mr. Byrne macht eine so bescheidene Rechnung, dass ich sie von mir aus auf ein Pfund ergänze, was er lange nicht annehmen will und mir versichert, wenn sein Geschäft nur ein klein wenig besser ginge, möchte er keinen Schilling nehmen. Er füllt mir noch den Schlitzsack mit Hafer. Und wie »For ever« mit voller Packung im Hofe steht, stellen sich englische und irische Journalisten ein, um Bilder von dem irischen Pferde aufzunehmen, das die Reise durch die britannischen Lande machen wird.

Mr. Byrne lässt es sich nicht nehmen, mich mit seinem Rad bis vor die Stadt zu begleiten, und dies ist gut, denn immer ist es das Schwierigste, sich aus einer grossen fremden Stadt auf dem richtigen Weg herauszufinden. Noch lange winkt mir nach dem Abschied mein Gastgeber nach, und nun sind wir endlich aus diesen immer gleichen Vorstadtsiedlungen mit ihren Schrebergärten und Schuttplätzen heraus, und vor den Hufen »For evers« dehnt sich das Land zu sanften, grünen Hügelketten mit viel Busch am Weg, und wenn auch der Verkehr auf der Strasse noch sehr rege ist, so haben wir doch das Schlimmste hinter uns. »For ever« geht einen gleichmässigen, lang ausgreifenden Schritt. Vor Automobilen und Omnibussen, die mit Lärm und scharfem Luftzug vorüberrauschen, scheut sie nicht, wohl aber vor jedem kleinen Papier, das der Wind über die Strasse weht. Oft setzt sie mit einem Seitensprung mitten in die Strasse, und dies ist unangenehm und nicht ungefährlich bei dem regen Verkehr. Man darf aber ein junges Pferd nicht durch Ungeduld noch scheuer machen, und vor allem soll man nicht durch bruske Schenkelhilfen und plötzliches Zügelreissen die Unruhe steigern. Sanfter Zuspruch und ein Streicheln des Halses sind zuträglicher; und ganz allmählich nur, wenn das Pferd merkt, dass die Papierfetzen ihm nichts antun, werden die Seitensprünge seltener.

Es ist ein für Irland selten heisser Tag. Unerbittlich brennt die Sonne auf die Strasse, den Asphalt aufweichend, dass jeder Tritt die Hufspur hinterlässt. Ich steige aus dem Sattel und gehe neben »For ever« her, und wir schwitzen bald gemeinsam, dass es nur so in Bächlein von uns rinnt. Wohl 10 Meilen haben wir zurückgelegt, und diese englischen Meilen sind recht ausgiebig; 650 Meter mehr als unsere Kilometer zählen sie. Schon lange spähe ich nach einem Brunnen — doch vergebens. Da fährt ein junger Gentleman mit dem Rad nach und bietet uns Rast in seinem Landhause an, das wir bald erreichen werden. Gerne nehme ich an, und dies ist die erste echt irische Gastfreundschaft, die uns nun bald so reichlich zuteil werden soll. »For ever« kommt in einen kühlen Stall; mich führt der junge Herr in ein schmuckes Landhaus, wo seine Frau mich willkommen heisst und gleich Gefrorenes und Tee und Gebäck aufträgt. Dann muss ich die Pferde besichtigen auf den nahen Weiden. Ich bin da gleich zu Beginn zu einer irischen Pferdezüchterfamilie geraten: zwölf Hunter, einer schöner als der andere, sechs Vollblutpferde, alle sehr zutraulich und zahm, und dazu einige hochbeinige, kraushaarige, liebe Fohlen. Zwei Stunden rasten wir, bis die Sonne ihre glastende Hitze etwas mildert — dann nimmt uns wieder die Landstrasse auf, und »For ever« trabt tapfer die Meilen hinter sich bis Blessingtoun.

Wie es wirklich ein langer Weg ist nach Tipperary
und »For ever« in stolzen Schlössern und armseligen Hütten schläft.

Nicht immer lassen sich die Autostrassen meiden, will man nicht zu grosse Umwege machen. Diese Strassen sind glatt und schlüpfrig; doch sie können »For ever« nichts anhaben: die »Mordax«-Stollen sind ein verlässlicher Gleitschutz. Nur die Sehnen des Pferdes werden stark beansprucht. So ziehe ich oft die kleinen Feldwege vor, die seit alters über die Hügel führen, kreuz und quer von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof. Geheimnisvolle Wege, von hohen Dornhecken umzäunt und jedes Feldstück wiederum von hoher Hecke umrahmt. Wenn ich zu kurzer Rast aus dem Sattel steige, umfängt mich eine grosse Stille, nur vom Summen der Bienen im Hain unterbrochen und vom lockenden Vogelruf. Durch dieses buschreiche Land zogen die grausamen Söldner Cromwells, dem katholischen Irland einen neuen Glauben aufzuzwingen. Zerstörte Kapellen und Abteien ohne Zahl zeugen noch heute von ihrem Weg; nur die Schreie der Kinder sind längst verstummt, die Cromwell aus Rache für den tapfern Widerstand der Iren töten liess. Noch heute spricht der Ire mit vielem Hass von jener Zeit. Ein tückisches Land für einen tückischen Krieg, ganz wie die Vendée.

So sehr die Iren ihre Eigenstaatlichkeit betonen, sind sie doch durch Jahrhunderte dauernde Beziehungen in ihrer Lebensweise Angelsachsen. So ist das Frühstück — breakfast — für den Kontinentalen ein kleiner Imbiss, hier stets ein reichliches Mahl, auch in der kleinen Bauernhütte: viel Tee, dazu geröstetes Brot, reichlich Butter und Milch, dazu fast immer Eier auf Schinken oder gebratenen Speck. Da man dies alles, wenn man es nicht gewohnt ist,

unmöglich früh morgens in sich hineindrücken kann, gibt man am besten den Schinken oder Speck zwischen Brotschnitten und nimmt so seine Sandwiches mit; was übrigbleibt, reicht wohl aus zur Sättigung am frühen Morgen. Doch auch für einen frühen Morgen gibt es hier andere Begriffe. Ist man Gast, so kann man unmöglich vor 9¹/₂ Uhr vormittags weiterreiten, will man nicht sehr unhöflich sein und die Hausordnung stören. Wie ich einmal in einer kleinen Dorfpinte mein Frühstück um 6 Uhr haben möchte, gibt es grosse Augen, und die Wirtin macht mir mit vielen Worten klar, dass 8 Uhr schon eine ganz unzeitgemässe Stunde bedeute. So fügt man sich, obschon dies wohl seine Nachteile hat, besonders an heissen Tagen, die es hier auch gibt.

Wie anders ist es, zu Pferd durch dieses schöne Land zu reisen, als im Wagen die Meilen auf der grossen Landstrasse abzurasa! Meine Reise mit einem irischen Pferd durch »Ireland first« — wie die irischen Zeitungen besonders unterstrichen — hat mir die Sympathien von ganz Irland eingetragen. Ich kann mir nicht erklären, wie sich mein Kommen herumspricht; doch wenn ich mich einem der kleinen Dörfer nähere, stehen die Bauern mit Kind und Kegel am Strassenbord und klatschen und rufen: "Switzerland for ever!" Man tut schliesslich nichts Aussergewöhnliches, wenn man alle Tage seine 30 oder 40 Meilen hinter sich tragt; aber die Iren, dieses Pferdevolk, das sonst so kühl und reserviert sein soll, begeistern sich daran. Oft steht bei einsamer Hütte ein Mütterchen am Weg und bietet mir frische Milch an. Begegnet mir einer jener schweren Bierlastwagen, dann stoppt der Chauffeur, und ich muss ein »Guinness« oder »Lager« trinken; zwischenhinein gibt's auch Most, und mancher möchte von dieser Mischung Krämpfe bekommen. Doch beim Reiten und Gehen schwitzt sich dieses Sammelsurium von Flüssigkeit rasch heraus. Hochwürden, der Pfarrer von Castlewarren, ist ein alter Herr mit silberweissem Haar. Er lässt es sich nicht nehmen, an einem derben Knotenstock nebenher gehend, mich durch seinen Sprengel zu begleiten, und dies will etwas heissen, denn weit liegen hier die Dörfer auseinander. Ich muss meine Hunterstute scharf einzügeln, damit der würdige Herr mir zu folgen vermag, und ziehe bald vor, abzusetzen und neben ihm herzugehen, derweil er mir, zuweilen stehen bleibend, um Atem zu schöpfen, die Geschichte des Landes erzählt. Dann gibt es da zwei alte Bauern, die auf ihrem Rad mich durch sieben Dörfer begleiten. In jeder Schenke halten sie Einkehr, und nach dem vierten Dorfe sind sie von Begeisterung und Guinness schon ordentlich betrunken und schwanken auf ihren Rädern von einer Strassenseite zur andern. Einer landet richtig im Dornenbusch am Wege, und ich bin ordentlich froh, wie sie zurückbleiben und ich diese zwar sehr sympathische, aber nicht ungefährliche Begleitung abhängen kann.

In Kilkenny bin ich mit »For ever« Gast des schweizerischen Dragoner-Hauptmanns Miville. »Captain Miville« ist weit herum in Irland bekannt als forscher Reiter und Gentleman. Vor einigen Jahren noch war er ein bekannter Concoursreiter unserer Equipen und einer der Sieger von Nizza. Nun hat er hier ein grosses Landgut erworben: die Kilcreen Stables — ein altes Landhaus inmitten prächtiger Weiden. »For ever« kommt in eine weite Boxe mit recht viel Stroh und reichlichem Futter, derweil ich mit Hauptmann Miville am Kaminfeuer Diensterinnerungen

austausche. Hier erhalte ich nach langem wieder einmal einen guten Schweizer Wein und Stumpfen. Diese alten irischen Landhäuser seitab vom Verkehr kennen noch nicht die Errungenschaften der modernen Technik. Es gibt hier noch Kerzenleuchter und Petroleumlampen und Kaminfeuer und kein weisses Licht.

Hauptmann Miville kauft Vollblutpferde und Hunter, bereitet sie für Flachrennen und Springkonkurrenzen vor und verkauft sie dann in aller Herren Länder. Zur Zeit sind die Stallungen fast leer; denn an der Show zu Dublin konnte er verschiedene Verkäufe nach England und Frankreich hinüber bewerkstelligen. Nur noch sechs Pferde edelster Rasse stehen in den weiten Boxen oder tummeln sich auf einer der weiten Weiden. Ich mache einen Rasttag, und »For ever« und ich sind wohl aufgehoben.

Hauptmann Miville hat auswärts zu tun. Er bittet mich, während seiner Abwesenheit zu verfügen, als ob ich zu Hause wäre. Ich könne mir auch eines seiner Pferde satteln lassen. Ich aber nutze diesen Rasttag, meine Korrespondenzen nachzuführen und der schmucken Stadt Kilkenny einen Besuch abzustatten. Es gibt da ein prächtiges Schloss und in erhöhter Lage eine uralte Kathedrale, deren Turm man mühsam auf hölzernen, besonders steilen Treppen ersteigt. Von diesem altirischen Turm aus geniesst man herrlich Fernsicht ins Land von Kilkenny und weit hinunter ins County Tipperary. Dieser uralte Turm sei nicht etwa römischen Ursprungs, erklärt mir der Kirchendiener; denn nie sei es den Römern gelungen, auf der Insel festen Fuss zu fassen. Die halbe Welt und auch Britannien und Südschottland hätten die Legionen unterworfen; am wilden Mut und der fanatischen Vaterlandsliebe der Iren aber seien sie zerschellt.

Abends ruft mich Miville an, ich möge mich bereitmachen, in einer halben Stunde werde ich abgeholt. Ich möchte lieber nicht; aber der »Captain« hat schon abgehängt. Wenn man zu Pferd reist, kann man keine Gesellschaftskleider mit sich führen, und hierzulande geht es bei Einladungen sehr zeremoniell zu. So lasse ich mir die Stiefel noch einmal gehörig auswischen, und bald fährt eine prächtige Limousine vor — Chauffeur und Livrée. Und wie ich mich in den Fond setze, wird gefragt, welcher Sender eingeschaltet werden dürfe, jetzt hätte man Athlone. In rasanter Fahrt geht's über zwanzig Meilen nach Mount Juliet, und wenn im Lichtkegel des Scheinwerfers auf kurvenreichem Weg die niedrigen Bauernhäuser vorüberziehen, sich plötzlich an der Strassengabelung in den Weg stellen, um dann mit der Wendung vom Dunkel verschluckt zu werden, findet man so schnelle Fahrt prickelnd genug ohne die Begleitmusik der irischen Dudelsackbläser, die vom eingebauten Radioempfänger aus der Wagendecke niederströmt.

Im Lichtkegel taucht ein breites Parktor auf, und nun geht's noch eine Weile hin, und dann hält der Wagen vor dem Portal des Schlosses von Mount Juliet. Ein Diener geleitet mich durch etliche Säle nach dem Speisesaal, wo mich die Schlossherrin, Lady Helen McCalmont, empfängt. Der grosse, runde Eichentisch ist mit Silber überladen, und von der hohen Decke schwebt ein Kronleuchter mit hundert Kerzen und wirft ein warmes, gelbes Licht über die riesigen Ahnenbilder an den dunkel getäfelten Wänden. Ausser Captain Miville sind noch drei

Damen zu Gaste, und bald sind wir in angeregter Unterhaltung, wobei Lady Calmont mit mir meist Französisch spricht, sei es ihr doch eine willkommene Gelegenheit, ihre Kenntnisse darin zu üben. Nach dem Abendessen geht's in den Spielsaal zu Billard und Ping-Pong, und rasch ziehen die Stunden vorüber. Leider kann ich die Einladung Lady Calmonts, einige Tage zu bleiben, nicht annehmen, und so starten wir früh um zwei Uhr, und Hauptmann Miville holt aus seinem »Ford«-Wagen ein höllisches Tempo heraus, so dass ich froh bin, wie wir ins alte Tor von Kilcreen Stables einfahren.

Am nächsten Morgen packt mir zum Abschied Hauptmann Miville noch eine Flasche La Côte und drei riesige Sandwiches in die Satteltaschen. Dann nehmen wir den weiten Weg vor, der hinunterführt nach Tipperary.

Wie alle Tore aufspringen vor »For evers« Hufen und wir viele Freunde finden.

Solltest auch du, lieber Leser, die verwunderte Frage gestellt haben, wie einer auf die ausgefallene Idee kommen könnte, im Zeitalter des Schnellverkehrs mit Zwölfzylinder-Pullmanwagen, Transitbahnen und Flugzeugen ein weites Land wie in der guten alten Zeit auf des Pferdes Rücken zu durchqueren, so sind wir wahrlich um die Antwort nicht verlegen. Was kennst du von Land und Leuten, wenn du, das Auge auf Kilometerzähler, Oelzeiger und Strassenkurven, deine tausend Meilen in wenigen Tagen abgerast hast? Wenig und nichts. Einige grosse Städte sahst du und die Nase der Hotelportiers und eine interessante Kathedrale, eine auf hunderttausend Postkarten gemalte Burg, ein Felsenriff am Meer, und wenn du zu Hause deine Erlebnisse erzählen willst, wirst du wohl inne, wie wenig dir solch eilige Reise bot. Doch der Unterschied im Tempo macht es nicht aus. Du kannst ja auch mit dem Rad solche Reisen machen oder zu Fuss, wenn du die nötige Energie und Ausdauer hast, und du siehst ungemein viel mehr. Doch nur eine Reiseart öffnet dir alle Tore: der Weg zu Pferd. Das Pferd wird gleichsam dein Ambassador, du kannst an Schlossportale und an die Hüttentür des Bauern klopfen — und willig wird dir aufgetan.

Wie kämest du sonst in das Landhaus von Donagmoore, das inmitten eines weiten Parkes liegt? Und wie könntest du wissen, dass es dort weite Säle voll prächtiger Gemälde gibt, und dass dort Mrs. Scott mit vieler Dienerschaft allein lebt und dass sie zwanzig prächtige Hunter im Stalle hat und dreitausend Fasanen und Karpfen im Schlossteich, und dass sie mit vierundzwanzig Lenzen schon Witwe ist und schöne, dunkle Augen hat und angenehm plaudert, wenn der Kammerdiener mit weissen Handschuhen das Teeservice abgeräumt hat? Das alles kannst du nicht wissen; denn du bist nur mit siebzig Meilen Geschwindigkeit einer endlos langen Mauer entlang gefahren und hattest keine Ahnung, was alles hinter dieser Mauer des riesigen Parks von Donagmoore verborgen liegt. Und wie kämest du erst ins Nonnenkloster von Gort, wo sonst kein Sterblicher hereinkommt ohne einen versiegelten Empfehlungsbrief des Bischofs von Clare? Und wie könntest du wissen, dass diese Nonnen einen Park haben, so

gross wie die alte Thuner Allmend, und dass ein sanfter Fluss hindurchfliesst und blumenreiche Inseln bildet und dass es da endlose Wiesen gibt, bestanden von vielhundertjährigen Bäumen, und dass bei weitem nicht alle diese Nonnen alt und hässlich sind, einige sogar unerlaubt schön, und dass sie fröhlich sein können und ausgelassen scherzen, und dass die Stunden recht eilig verrinnen in ihrer Gesellschaft und du nicht ohne Bedauern Abschied nimmst von ihrer weltfernen Klausur? Ach, gar vieles kennst du nicht, das wir wohl kennen. Du bist nicht mit dem alten Bauer auf dem Berg Mounthannon am Kaminfeuer gesessen und hast dir vom Burenkrieg erzählen lassen, und die 96jährige Mutter des Bauern hat dir nicht die Hand gestreichelt und mit weicher Stimme immer wieder gesagt: "From Switzerland, from Switzerland", und dass dies immer ihr Traum gewesen sei, einmal in dieses Land zu gehen, und sie nie weiter gekommen sei als nach Killaloe.

Es ist Abend nach einem heissen Tag, und wir marschieren einer endlos langen Mauer entlang. »Kilcooley Abbey« steht auf der Karte, also wohl eine Mönchsabtei. Sicher hat es da einen guten Stall, und das nächste Dorf ist noch weit. Endlich ein Tor und ein Weg über Felder, der einem fernen Walde zuführt. Am Waldrand lässt sich eine Kirche erkennen und ein graues, schlossartiges Gebäude. Kein Mensch, so weit das Auge schweift. Nach einer Viertelstunde Marsch sind wir am Wald. Die Kirche ist offen. Ich binde »For ever« an eine Fichte und trete in das einsame Gotteshaus. Vorn am Altar brennt das Ewige Licht. Sonst regt sich nichts. Das Gebäude nebenan ist eine mittelalterliche Ruine. Sollen wir zurück? Doch der Weg führt in weitem Bogen um Kirche und Kirchhof herum, und wir folgen ihm in den Wald. Der Wald ist nicht breit, und wieder geht's über eine Wiese und dann in eine prächtig gepflegte Anlage. Kein Mönchskloster — ein Schloss steht darin. Und wie wir vor der Freitreppe halten, erscheinen vier junge Mädchen an einem der hohen Fenster, und ein alter Herr tritt aus dem Portal und begrüsst mich gleich wie einen alten Bekannten. Ich bin für diese Nacht Gast der Familie Ponsonby, die dieses grosse Gut besitzt. »For ever« kommt in eine weite Boxe in den Stallungen der alten Abtei, die Platz bieten für dreissig Pferde. Abendessen im Schloss. Weite Säle voll prächtiger Gemälde, Stilmöbel und breite Diwane vor riesigen Kaminfeuern. Mr. Ponsonby möchte mich gleich auf eine Woche einladen. Leider muss ich absagen. Am Morgen besichtigen wir noch den Park, in dessen Mitte ein romantischer See liegt, die Fasanerie, die Farm mit den Kühen und natürlich die zwanzig schönen Reitpferde der Familie Ponsonby.

Mit Empfehlungsschreiben des Mr. Ponsonby an sechs Schlossherren auf meiner Strecke reite ich weg. Jeder einzige kurze Aufenthalt wird zum Erlebnis. Ich kann nur kurz skizzieren.

Da ist Noanhouse mit einem prächtigen Park und viel Pferden und jungen Amazonen, die mich fünf Meilen weit zu Pferd begleiten. Die Damen auf diesen Schlössern sind nicht zimperlich. Die Hunter sind Tag und Nacht auf der Weide, werden frischweg eingefangen und gesattelt, ohne dass man sie vorher zurechtmacht und striegelt. Eine der jungen Damen reitet einen Rappen, der sich kurz vorher im Sumpf wälzte. Er sieht auch danach aus und hat wahre Krusten auf der Nachhand.

Ballykisteen Stables bei Tipperary. Dieses Tipperary ist eine erste, gewaltige Enttäuschung. Nach dem berühmten Lied der englischen Tommies stellt man sich ein romantisches Nest vor. Eine öde Fabrikstadt ist's, aus der man nicht schnell genug wieder heraus kann. Ich habe übrigens Glück. Eine stolze Limousine holt mich ein: Major und Lady Harold O'Malley. Ob sie mich zu Gaste laden dürften? Und dann fahren sie gleich voraus, vier Meilen ausserhalb der Stadt zu den Ballykisteen Stables. Ich kann wählen: beim Pferd in Ballykisteen bleiben oder mich dreissig Meilen weit auf das Schloss von Lady O'Malley entführen lassen. Ich ziehe vor, beim Ross zu bleiben, und habe dies nicht zu bereuen. Denn auch Ballykisteen ist ein Schloss in einem grossen Park. Dann gibt es das Haus des Jockeis. Solch ein Jockey ist ein grosser Herr. Er führt ein Haus mit Dienerschaft. Hundertfünfzig prächtige Pferde stehen in den Stallungen; jedes hat eine weite Boxe. Darunter gibt es einen Hengst, der bereits drei Millionen Franken an Rennen gewann. Ein anderer Hengst bringt jährlich eine halbe Million Deckgelder ein und ist stets auf drei bis vier Jahre zum voraus belegt, oft für Stuten, die noch gar nicht geboren sind.

Folgt Schloss Annacotty — »nur« dreissig Pferde. Folgt Schloss Tinarana am See von Derg, das einer alten Dame gehört. Sie soll acht Millionen besitzen, aber in englischen Pfunden, nicht in Schweizer Franken. Wohl tausend Juchart schönster Park, zwanzig Reitpferde, zehn kostbare Automobile, vier Motorboote mit Salons und Schlafkabinen und Bad, zwei Segeljachten, ein Wasserflugzeug. Einen Tag mindestens müsse ich bleiben. Aber ich kann nur einen halben zugeben. Wir sitzen abends lange am Kaminfeuer: die alte Lady, ein Schlosskaplan in seiner schwarzen Priestertracht mit schwarzen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen und das Faktotum der alten Lady. Das Faktotum ist ein junger Mann von erschreckender Leibesfülle — irgendein ferner Verwandter der Schlossherrin. Am nächsten Morgen will er mich mit einem Motorboot über den See führen. Das Faktotum darf ein elftes Automobil von Schloss Tinarana führen, einen alten »Ford«, mit dem er bergab erstaunliche Geschwindigkeiten erreicht. Früh morgens will er mich zum Stalle führen; denn es geht eine Viertelstunde weit durch den Park bis dorthin, und dies scheint ihm so weit, dass er nie zu Fuss hingeht. Ich bin aber schon früh sieben im Stall und sitze dann noch lange am Ufer des Sees; denn das Frühstück ist erst auf 9 Uhr angesagt. Und wie ich zum Schloss zurückkomme, kurbelt das Faktotum eben seine Karre an und ist höchst erstaunt, dass ich schon im Stall war und wirklich zu Fuss hin und her. Nach dem Frühstück muss ich mich doch seiner knarrenden Limousine anvertrauen, und er fährt durch den Park hinunter zum Stall wie vom Bogen geschneilt. Solche Dickwänste entwickeln eine staunenswerte Energie, wenn sie nur mit dem rechten Fuss auf ein Gaspedal zu drücken brauchen. Das soll mir besonders innwerden, wie das Motorboot mit 45 Stundenmeilen über die Wasser braust und einen zischenden Wellenwirbel zurücklässt. Eindrucksvoll die Insel der sieben Kirchen, vor der wir besinnlich schaukeln, und die wohl besser »Insel der sieben Ruinen« heissen würde, denn die sieben Kirchen dieses Eilandes liegen in Trümmern, von Cromwells Scharen zerstört. Es gab schon damals »spanische« Zeiten.

Zwischen diesen Etappen liegen Tagesmärsche von 30—45 Meilen. »For ever« hält sich tapfer. Wir sind schon gute Freunde. Wenn wir in einem Dorfe rasten, umstehen sie die Bauern und geben sachkundige Urteile ab. Jeder möchte mich nach seinem Hofe abschleppen, mir seine Pferde zeigen. Dann muss ich höflich und oft sehr bestimmt ablehnen. Ein gewisses Tagespensum an Meilensteinen müssen wir schon hinter uns bringen; sonst kommen wir aus diesem Irland überhaupt nicht mehr heraus.

Wie »For ever« sich mit den Ratten von Fairfield-Castle herumschlägt
und wir die Geister von Aughrim bannen.

Das Schloss von Fairfield-Hill ist gar kein Schloss: ein Gutshaus vorn, zwischen düstern Fichten seine schwarzgraue Front bergend; ein altes Kastell hinten mit seinen Stall- und Wagenschuppen, von mächtiger Mauer zu einem Hofe umfasst.

Es ist Abend, und es regnet ausgiebig, und wir haben bald 40 Meilen hinter uns und sind müde und wieder einmal nass bis auf den letzten Faden. Hohe Dornhecken umschliessen den schmalen Feldweg, und »For ever« sehnt sich nach einem bergenden Stall. Nach der Karte muss hier links ein grosses Schlossgut sein. Das ist das Zauberhaft-Mystische dieser irischen Landschaft, dass sie vor alles einen dichten, grünen Vorhang zieht: Sträucher, Bäume, üppiges Laub; und stiege nicht zuweilen ein leichter blauer Rauch über die Wipfel, möchte man kaum den Weg zu wohnlicher Stätte finden. Dann geht's meist durch einen geheimnisvollen Park, eine Meile noch, zwei Meilen. Im letzten Abendlicht flüchten die Eichhörnchen über den stillen Weg, und viele Hasen schreckt der Hufschlag des Pferdes auf, und wenn wir seitwärts zwischen die Büsche blicken, entdecken wir wohl einen geheimnisvollen Beobachter unserer Wanderschaft: ein struppiges, langohriges Eselein oder einen jener gedrungenen, schwarzen Stiere, und sie lassen uns gleichgültig und ohne Anteilnahme weiterziehen.

Der Park lichtet sich zu einer Wiese, auf der Heu in Tristen aufgehäuft liegt, und irgendwo hier muss das Schloss stehen, und schliesslich muss ja auch der Weg dazu führen. Ganz unvermittelt stehen wir vor dem Portal, wie wir um das letzte Buschwerk biegen: ein Portal, das einst schön und imposant gewesen sein mag, das jedoch heute in seiner Hinfälligkeit kaum den düstern Eindruck mildert, den die regennasse, grauschwarze Hausfront erweckt. Ich setze den Türklopfer in Bewegung und höre den Widerhall in der Eingangshalle. Nichts regt sich. Wieder klopfe ich und wieder, und dann sehr energisch, denn ich möchte nicht nochmals durch den endlosen Park zurück und sieben Meilen weit ins nächste Dorf. Endlich schlüpfende Tritte. Eine junge Magd erscheint und fragt in irischem Dialekt nach meinem Begehr. Ich bringe mein Anliegen vor, und sie ruft etwas in den dunkeln Hintergrund, und eine anscheinend schlecht gelaunte Männerstimme gibt Bescheid; doch ich verstehe von diesem Kauderwelsch kein Wort. Die Magd verschwindet wieder, und alles ist still und schweigsam, wie zuvor. Nur die zahllosen Krähen in den Parkbäumen halten über den späten Besuch verwunderte Zwiesprache. Der

Schlossherr von Fairfield-Hill scheint ein wenig gastfreundlicher Kauz zu sein. So wenden wir um, und »For ever« ist höchst ungehalten, und ich muss ordentlich am Zügel zerren, sie in den Park zurückzuführen. Wir haben schon hundert Schritte zurückgelegt, da ertönt vom Hause her ein schriller Pfiff, und wie wir uns umblicken, sehen wir einen Mann unter dem Portal, der uns winkt, zurückzukommen. Das lassen wir uns nicht zweimal sagen. Und wie wir am Portal erscheinen, erblicken wir den Schlossherrn von Fairfield-Hill: eine sonderbare Gestalt, gleichsam aus zwei verschiedenen zusammengesetzt. Oben sieht er aus wie ein Staatsanwalt, Zwicker auf der argwöhnischen Nase, straff gebürstetes Haar und stechende graue Augen. Unten sieht er einem Muschik gleich: Gehhosen von beispielloser Schmierigkeit, in halbhohe Stiefelschäfte geknüllt. Ob ich etwa der »Swiss officer« sei, von dem die »newspapers« berichtet haben? Und wie ich bejahe, mildert sich sein staatsanwaltliches Gebaren um einige Nuancen, und er kommt näher und reicht mir die Hand. Oh yes, er habe einen Stall, nicht very comfortable, aber es werde gehen für eine Nacht. Wir schreiten um das Schloss herum und durch ein mächtiges Tor, das nur widerwillig den Weg freigibt, durch die meterdicke, düstere Mauer, die den Hof umfasst. Stallungen für zwanzig Pferde, alle leer, einige zerfallen und mit durchlöcherter Dach. Die letzte ist die beste, und ich führe »For ever« hinein. Sie schnaubt, und wie das schlanke Licht meiner Taschenlampe über den Boden streift, flüchtet ein Dutzend Ratten pfeifend in die finstern Winkel. Der Schlossherr pfeift schrill durch zwei Finger, und bald erscheint ein mürrischer, alter Knecht, dem ich mein Pferd übergeben soll. Doch ich will selbst zusehen, wie »For ever« versorgt wird, und der Staatsanwalt ist darüber höchst verwundert. Er wolle derweil ein Abendbrot bestellen, ich solle nachkommen, wenn's hier »allright« sei. Nun muss mir der Knecht erst die Boxe ausmisten, derweil ich mit Hilfe meines Taschenlichts einige gefährliche, rostige Nägel aus der Wand entferne. Zweimal muss ich dabei einer Ratte auf den Schwanz getreten sein, und eine beisst mich richtig in die Stiefelspitze, bevor sie quietschend verschwindet. Dann holt der Knecht Stroh herbei, und wie ich immer noch mehr Stroh haben will, ist er höchst erstaunt. Das Heu ist gut; Hafer hat er keinen — sehr bedauerlich für meinen Hunter, doch auch eine gute Lehre, denn mittags liess er eine halbe Kufe voll unberührt stehen. Im Schloss drüben ist nur in einem Zimmer ein schwaches Licht. Auf mein Klopfen ruft mich die schnarrende Stimme des Staatsanwalts herein. Ich vermeine, in ein Auktionslokal zu kommen, in dem sich eben zwei Dutzend Makler raufen. Ein Kerzenleuchter wirft ein schales Licht auf ein Chaos von unvorstellbaren Ausmassen: Möbelstücke aller Stilarten und Epochen, einige fast ganz, die meisten schwer havariert; Zeitungen, Bücher, Karten überall und zerstreut am Boden auf einem Perser, den die Schaben schon fast ganz aufgefressen; Staub und riesige Spinnennetze in allen Winkeln; einige alte, von der Feuchtigkeit halb zerstörte Ahnenbilder; ein riesiger, blinder Spiegel über dem Kamin, in dem Torf glüht. Der Staatsanwalt wischt mit souveräner Geste einen Stoss Zeitungen von einem alten Fauteuil, und ich kann mich zwischen diesen Trümmern einstiger Herrlichkeit niederlassen. Dann bringt die Magd Kaffee in einst prächtiger Porzellantasse mit abgebrochenem Henkel, und dieser Kaffee ist verwunderlich gut und kontrastiert seltsam zu allem, was mich umgibt. Der Staatsanwalt breitet vor mir eine Karte

auf einem wackeligen Tische Louis XV aus und eröffnet mir, er wolle mir die glorreiche Schlacht von Aughrim erklären, die am 21. Oktober 1691 um sein Schloss getobt habe. Und auf und ab gehend doziert er über die strategischen und taktischen Anordnungen des Marschalls Tyrconnel und des viel schlaudem Marschalls Schomberg, und wie hier erstmals in der Geschichte die schottische Infanterie der irischen Kavallerie standgehalten habe und es eine grausige Schlacht gewesen und hier im Park herum siebentausend Tote gelegen hätten und über die Schlosstreppe das Blut der französischen Söldner bis in den Hof gelaufen sei. Lange sei es in dieser Gegend gefährlich gewesen, Hunden zu begegnen, die sich nach dieser Schlacht an Menschenfleisch gewöhnt hatten. In dem Zimmer, in dem ich schlafen werde, sei ein französischer General von den Schotten niedergemacht worden, und noch lange habe man davon die Blutspuren gesehen. Das sind ja wirklich nette Aussichten, und wenn ich abergläubisch wäre, möchte ich mich noch zu vorgerückter Stunde bei meinem lieben Gastgeber empfehlen oder um ein anderes Quartier bitten.

Schon dreimal hat die junge Magd den Kopf hereingesteckt und gemeldet, das Nachtmahl für den Gentleman sei serviert. Aber erst wie die berühmte Schlacht von Aughrim ihr blutiges Ende gefunden, ergreift der Staatsanwalt den Kerzenleuchter, mich hinüberzugeleiten in den »dining-room«. Es geht über einen Gang, und beim flackernden Kerzenlicht sehe ich von dunkeln Wänden Geweihe von Hirsch und Elch und rostige alte Waffen und Rüstungen und Flinten, wahllos hingehängt, und auch in diesem Korridor herrscht ein Durcheinander von unnötigen und beengenden Möbelstücken. Der »dining-room« muss einst ein prächtiger Saal gewesen sein. Jetzt wirkt er kalt und unheimlich. Drei Ahnenbilder hängen in schweren Goldrahmen, ein riesiges Kaminfeuer spendet Wärme; mitten im Saal ein Büfett, dahinter gänende Leere; vor dem Büfett ein Tisch und hochlehnige Stühle. Auf schwerer silberner Platte dreierlei Fleisch: kaltes Huhn, Schinken, kaltes Rindfleisch. Nach der endlosen Schlacht von Aughrim habe ich respektablen Hunger; doch der Staatsanwalt schneidet so dünne Scheibchen weg, dass sie ein Spatz wegtragen könnte. So säble ich selbst an dem Schinken herum, und der Schlossherr scheint mit wachsendem Erstaunen wahrzunehmen, wie dieser gute Schinken mehr und mehr auf seinen Knochen zusammenschrumpft. Dann geht's eine Treppe höher und wiederum über einen düsteren Gang. Ein riesiges Schlafzimmer; ein riesiges Himmelbett, dessen schwere Vorhänge unter der Last des Staubes vieler Jahrhunderte schwanken. Der Staatsanwalt stellt die Kerze auf das wackelige Nachttischchen, wünscht gute Ruhe, und bald verhallen seine schweren Muschikschritte auf dem Gang draussen. Ich aber möchte die Türe schliessen. Das Schloss fehlt; ein Riegel ist noch da, aber er hat sich im Verlaufe der Zeiten mit der Tür unendlich weit von der Riegelfalte im Rahmen entfernt. Nichts zu machen. So lege ich mich hin, und obgleich draussen der Sturm an den Fensterladen klappert, bin ich bald eingeschlafen. Ich muss gerade eine Stunde geschlafen haben, wie ich aufwache — durch den weiten Raum geht ein sonderbares Stöhnen.

Ich zünde die Kerze an; meine Uhr zeigt die erste Stunde nach Mitternacht. Das Stöhnen kommt von der Türe her und ist ganz deutlich. Ich gehe hin und öffne. Eine Gestalt erhebt sich

vom Boden: der Schlosshund. Er blinzelt im Kerzenlicht und wedelt mit dem buschigen Schweif, und ich rufe ihn herein. Zutraulich legt er sich auf das alte Schaffell vor meinem Himmelbett. Nun wären also die Geister der Schlacht von Aughrim gebannt, und bald schlafen wir fest, und vermutlich habe ich mit dem Schlosshund von Fairfield-Hill um die Wette geschnarcht.

Wie »For ever« gute Schrittmacher bekommt
und der Moorbauer von Ballyluage den Räubern entflieht und mit ihnen am Kaminfeuer sitzt.

Wir halten östlich; denn wir wollen nach dem Herzen Irlands, der alten Stadt Atblone, die ihren weltfernen Namen alltäglich in das Gedächtnis der Menschen ruft, seitdem unfern ihrer Mauern der einzige irische Sender steht. Der Weg führt durch viele Moore, die ihre schwarzen Felder und trüben Tümpel unter einem regenschweren Himmel breiten. Zwischen diesen schwarzen Feldern aber und zwischen diesen schilfumstandenen Tümpeln liegt viel blumenreiche Romantik; denn Dornestrüppe und niedriger Ginster treiben sonderbare Blüten. Es gibt da Buschfelder von stundenweiter Ausdehnung, ein einziges tiefblaues Blütenmeer, und wenn auch diese Blumen und Blüten die tiefe Melancholik, die auf der Moorlandschaft lastet, nur wenig zu mildern vermögen, so machen sie doch die Wanderung zu besinnlichem Genuss. Weidenstrünke und selten ein Baum halten Wache über einer beispiellosen Stille, nur vom Krächzen der Raben, dem Quaken vieler tausend Frösche und einem kläglichem Eselsgeschrei unterbrochen, wenn »For evers« Hufschlag durch diese Stille dringt. Selten nur begegnet uns ein zweirädriger Eselskarren, der Torfstücke heimführt für den Winter. Diese Moorlandschaft ist viel ärmer als der pferdereiche Süden. Die Menschen scheinen die Stummheit der Landschaft angenommen zu haben; sie sind meist scheu, und die Kinder flüchten in die strohbedeckten niedrigen Hütten, wenn sie einen einsamen Reiter zwischen den Ginsterbüschen auftauchen sehen.

Von Leuten, die die Verhältnisse wohl kennen, wurde ich gewarnt, mit einem mir unbekannten Pferd solch weite Reisen gleich vom Kaufort weg zu unternehmen. Doch mit »For ever« bin ich wohlversorgt, und ein besseres Tier hätte ich nicht finden können. Ein Pferd ist nicht immer in gleicher Kondition; einen Tag hat es unverwüstlichen Drang nach vorwärts, den nächsten Tag zeigt es nur wenig Lust. Man muss nun nicht hartnäckig ein Tagesprogramm erfüllen wollen und das Tier zuschanden jagen. Man kann wohl an einem Tag 45 Meilen zurücklegen und sich am nächsten mit 25 begnügen, soll ein solcher Ritt nicht ein vorzeitiges und unerwünschtes Ende finden. Auch tut man gut, zwischenhinein einige Meilen weit abzusetzen, dem Pferd Zeit zu lassen, am Wegrand saftiges Gras zu naschen, denn dieses fördert vorzüglich die Verdauung und erfrischt. Auch muss man reichlich, doch nicht zuviel auf einmal, Wasser geben, und Hafer und Heu, soviel das Pferd zu fressen Lust hat; bei längerem Halt immer zuerst Heu, und zwar

altes Heu, und man muss da sehr aufpassen, dass der Bauer nicht einfach vom nächsten, frischen Haufen nimmt, wegen Kolikgefahr.

Am Morgen drängt das Pferd meistens selbst vorwärts; gegen Abend muss man es oft dazu ermuntern. Peitsche und Sporen sind die Requisiten roher Stümper — ein Zuruf genügt und ein leiser Schenkeldruck. Längst habe ich am Ordonnanzzaum die Stange entfernt und die schmale Trense durch eine wulstige ersetzt. Wir verwenden in der Armee immer noch das Doppelgebiss mit Stange und Trense. Es wäre endlich an der Zeit, mit diesen mittelalterlichen Marterrequisiten abzufahren. Die meisten Reitpferde, die verdorben werden, werden durch die Stange und das brutale Einwirken der Kieferkette verdorben. Deshalb: weg mit der Stange! Es ist vollständig unnötig und unzweckmässig, unsern Rekruten der berittenen Waffen ein Torturwerkzeug an den Zügel zu geben, das sie fast immer schlecht handhaben. Und wer auch immer diese längst überlebte Stange verteidigen mag, versuche einmal selbst, soviel Eisen den ganzen Tag im Munde herumzutragen und dazu noch eine grosse Marschleistung bei Hitze und Kälte zu vollbringen. Ich weiss, dass ich mich mit dieser Forderung vieler Kritik aus Fachkreisen aussetzen werde. Aber ich habe von der Pussta weg ein unzugerittenes Pferd durch Ungarn und die Tschechoslowakei geritten, und ich habe nun mit einem irischen Hunter, den ich vorher nie sah, ganz Britannien durchquert und bin dabei mit dem einfachen, gebrochenen Trensengebiss sehr gut gefahren. Zuviel Eisen im Maul muss jedes Pferd aufregen, und wird gar noch in die Stange gerissen von roher Hand, dann muss ja das Pferd verdorben werden. Es sei mir gleich noch gestattet, auf die falsche Art der Sattelung hinzuweisen, wie sie in unserer Armee sonderbarerweise seit einem Jahrhundert und auch heute noch üblich ist. »Offener Teil der Decke vorn, die vier Ecken in die linke Hand«, lautet seit alters her die Instruktion für unsere Rekruten. Nichts falscher als dies — und dabei wundern wir uns, dass wir in jeder Rekrutenschule und jedem Kurs viele Pferde mit Satteldrücken haben. Bei jedem Tier und Vehikel, das sich vorwärts bewegt, kommt der Luftzug meistens von vorn; Staub und Unrat kommen von vorn. Die offenen Teile der Satteldecke nehmen dies alles auf. Doch auch der Wind kommt meist von vorn, legt die Ecken der Decke um, bläst sie unter den Sattel und bildet unliebsame Falten. Zudem hat der Sattel immer das Bestreben, beim Reiten nach hinten zu rutschen. Der Rekrut wird ihn befehlsgemäss beim ersten Marschhalt einfach nach vorne schieben, und passt er dabei nicht sehr genau auf, so entstehen durch dieses Verschieben bei ordonnanzmässiger Sattelung Falten und natürlich auf der feinen Pferdehaut Drücke. Alles dies wird vermieden, wenn wir Schweizer endlich satteln, wie alle Reitervölker, die Ungarn, die Rumänen, die Polen und meines Wissens auch die Franzosen und Italiener, es tun — also: geschlossener Teil der Satteldecke vorn, vier oder sechs offene Enden links hinten. Man entschuldige mich, wenn ich dies hier einmal ausdrücklich festnagle. Der Armee würden dadurch alljährlich Zehntausende von Franken einzig an Pferdebeschädigungen und -entschädigungen erspart. Und noch etwas, das eigentlich selbstverständlich scheint: Der Reiter wird meist zur Vermeidung der harten Asphaltstrasse am weichen Rande reiten, sofern solcher Rand überhaupt vorhanden ist. Dies ist wohl zweckdienlich, aber nicht immer. Ist die Strasse stark gewölbt, so ist die Härte der

Strassenmitte vorzuziehen; denn nichts ist schädlicher, als weite Strecken auf einer schiefen Ebene zu reiten, linker oder rechter Fuss tiefer. Der höher auftretende Fuss wird überanstrengt, und die Gefahr von Sehnenlahmheit ist gegeben. Also: wenn stark gewölbte Strasse, dann schon lieber in der Mitte bleiben. Es gibt ja heute ein Mittel, Stürze zu verunmöglichen: die schweizerische Erfindung der vorzüglichen Mordaxstollen.

Wenn »For ever« gegen Abend Ermüdungserscheinungen zeigt, bekommen wir oft willkommene Schrittmacher: irgendein Ponykarren mit zwei hohen Rädern, und diese Ponies traben verteuft flink auf der Landstrasse dahin. »For ever«, als richtiger Hunter, will sich dann keineswegs von dem viel kleineren Vetter beschämen lassen und geht in den Zügel, dass es eine Lust ist. Ich brauche ihr nur den Willen zu lassen und komme meilenweit schneller vorwärts als am frühen Morgen. So überholt uns auch am sinkenden Abend mitten im endlosen Moor ein Bäuerlein, und sein Pony läuft mit dem Wind um die Wette. »For ever« steigt, wie ich sie verhalten will, und wirft zwei weite Langaden, und wie ich ihr den Zügel hingebe, ist sie neben dem Pony her in ihrem ausgiebig langen Trab. Ich rufe dem Bauern zu, das Tempo etwas zu mässigen, ich möchte ihn als Schrittmacher gebrauchen und mein Pferd nicht zuschanden reiten, denn es hat dreissig Meilen schon hinter sich und sein Pony wohl erst die letzte Moorstrecke. Doch dieses Bäuerlein scheint der Sache nicht recht zu trauen; es erwidert wohl: "Yes, Sir, yes ", treibt aber sein flinkes Tier zu noch schnellerer Gangart an. Es geht dahin, dass Steine Funken geben. Und wie ich ihm nochmals zurufe, ruhiger zu fahren, treibt er durch Zuruf und Zügelschlagen sein Pony zum Galopp. Nun zeigt »For ever«, dass sie ein richtiger Hunter ist, und folgt in einem Stechtrab, dass mir bald die Augen überlaufen. So geht es wohl drei Meilen weit dahin ohne Milderung des Tempos, und erschreckt flüchten die Raben aus den Weidestrünken, wo sie sich schon zur Nachtruhe sädelten. Plötzlich wendet der Bauer sein Gespann seitab auf schmalen Moorweg, und ich habe einige Mühe, »For ever« zu beruhigen und auf der richtigen Bahn vorwärts zu bringen. Sie trieft von Schweiss, und ich gehe zu Fuss neben ihr her, sie zu beruhigen. Der Abend sinkt vollends herab, und weit vorne flackert ein einsames Licht. Allmählich weitet sich dieses freundliche Licht zu einem niedrigen Fensterchen einer niedrigen Strohütte, und ich halte, um ein Glas Milch und etwas Wasser für mein Pferd zu erbitten. Eine alte Frau nötigt mich in eine niedrige Stube, nachdem ich »For ever« die Sattelgurte gelockert und in ein kleines Gehege mit saftigem Gras geführt habe. Nun sitze ich am Kaminfeuer, das hier in Irland in jedem Schlosszimmer und in der ärmsten Bauernhütte zu treffen ist, und fühle mich behaglich und geborgen. Die Frau sagt, dass ihr Mann schon lange zurück sein sollte, er sei zum Markt nach Roscommon gefahren. Sie wundert sich sehr, dass ich aus der Schweiz nach Irland zu Pferd komme; ich sei der erste Schweizer, der an ihrem Herd sich wärme. Draussen fährt ein Wagen vor, und bald darauf tritt ein Mann in die Stube und ist höchst verwundert und ich nicht minder: das ist ja mein eiliger Schrittmacher von vornhin, und nun erst kann ich mich vorstellen, und über sein Gesicht geht ein Leuchten und Lachen. Wirklich war ihm die Sache nicht so recht geheuer vorgekommen — der sinkende Abend im Moor und der einsame Reiter, ein »big man« auf einem »big horse«. Ja, ja, wenn

auch das Geschlecht der Räuber und Wegelagerer längst ausgestorben sein muss im Moor von Bally-luage — man kann doch nie wissen, wenn man ein Beutelchen voll Schillinge für zwei verkaufte Sauen vom Markt von Roscommon heimträgt. Wir lachen beide herzlich über das ungewollte Abenteuer, und ich muss mit zum Tee sitzen und zu Butter und Brot. Und wie ich weiterziehe in die Nacht des unendlichen Moors, rufen mir die beiden alten Leutchen noch viele Grüsse nach.

Wie »For ever« in stolze Boxen kommt und ich ins Bett der Prinzessin von Lieven.

Wenn wir von Grossbritannien sprechen, so denken wir an ein ruhiges Land, das die Welt beherrscht, bis ins letzte Teilchen geordnete Verhältnisse hat und wo jeder Bürger und Bauer sicher wohnt unter seinem Dach. Ganz so ist es nicht und war es nie. Die Geschichte der britischen Inseln wurde wie anderwärts mit viel Blut und Tränen geschrieben, und wir haben der schlimmen Zeiten eines grausamen Cromwell Erwähnung getan. Da wir Schweizer seit Jahrhunderten jede Gewalttätigkeit im Leben der Völker aus tiefer Ueberzeugung verurteilen, scheint es uns geboten, mit gerechten Massen unsere Urteile abzuwägen. Haben wir die Grausamkeit englischer Invasion zu Cromwells Zeiten — und es war nicht die letzte — erwähnt, so geziemt es sich, auch den irischen Vandalismus zu vermerken, der neuesten Datums ist — so sehr wir für die Forderungen der Iren Verständnis haben.

Der Weltkrieg tobt; das englische Imperium hat alle verfügbaren Kräfte auf Frankreichs blutender Erde, um dem Ansturm der Deutschen standzuhalten. Und während irische Regimenter Seite an Seite mit Schotten und Engländern kämpfen, erhebt sich das irische Volk und beginnt eine blutige Revolution. Der Sohn eines südamerikanischen Spaniers und einer irischen Magd, de Valera, ist herübergekommen nach der grünen Insel, das Herz voll Hass gegen die englischen Lords und die Vormacht Englands. Die schwachen englischen Garnisonen werden überrumpelt, die Kasernen niedergebrannt, englische und schottische Offiziere in ihren Wohnungen vor Frau und Kindern niedergeschossen; eine Welle von aufgestautem Hass geht über das Inselreich. Hinter der Bewegung stehen zwanzig Millionen Iren in Amerika, und Amerika ist der Kriegsverbündete und unentbehrliche Helfer im grössten aller Kriege. Zudem herrscht in St. James der liberale Lloyd George, und er verhindert, dass englische Truppen den Aufstand niederwerfen. So begnügt sich die englische Flotte damit, halb Dublin in Trümmer zu schießen, als Demonstration gegen die Ermordung der englischen Offiziere und Truppen. Der Aufstand schwelt weiter bis zum Jahre 1922, in dessen Sommer er seinen Höhepunkt erreicht. Die prächtigen Schlösser der englischen Lords mit Kunstschatzen von unermesslichem Wert gehen in Flammen auf. Wir sahen am Shannonfluss in weiten, verlassenem Parks, bestanden von vielen Tausend alten Bäumen, die Ruinen des Schlosses Mount Shannon des Lords of Clare. 300 Säle und Zimmer zählte dieser Sitz, und die irischen Moorbauern und die Arbeiter der kleinen Landstädte schleppten auf Eselskarren Fässer voll Benzin und Petroleum herbei, entleerten sie auf die prunkvollen alten Perser, und in wenigen Stunden verzehrten die gierigen Flammen, was der Kunstsinn und der Reichtum versunkener Geschlechter in sechs Jahrhunderten zusammengetragen. Unweit davon die Hermitage von Castle Connel des Lords Massey. Einst ein prächtiges Schloss auf grünem Hügel über dem sanften Fluss des Shannon — heute eine öde, ausgebrannte Ruine, deren leere Fensterhöhlen gespenstisch in das Grün der alten Parkbäume starren. Und im weiten Park, dessen Wege das Unkraut überdeckt, weidet das schwarzfellige Vieh irgendeines irischen Bauers. Zerstörte

Kirchen und Kapellen und Abteien — die hartherzige puritanische Invasion; verbrannte Schlösser und Burgen — die vandalistische katholische Revolution. Und auf den Trümmern wird der irische Freistaat errichtet, der sich nun allmählich aussöhnt und, wie wir hoffen, ein befriedetes Dominion des grossen britischen Imperiums bleibt.

Im Schloss New Castle sind wir Gast des Obersten King-Harman, Viscount of Kingstown. Zwei Meilen weit ging es durch den Park vors Schlossportal. Der Viscount selbst hilft mir, »For ever« in einer Stallung zu versorgen; denn die Dienerschaft ist zur Messe ins nahe Städtchen. Der Viscount befehligte ein Regiment in Flandern und bei Ypern. Heute lebt er still und zurückgezogen in seinem Palast mit wenig Dienerschaft. Er ist Junggeselle. Ein einziges Reitpferd, viele Hunde sind sein Zeitvertreib. Ich bin einziger Gast im Schloss mit 80 Zimmern; dennoch trägt der Viscount Gesellschaftsanzug, um mit mir am Kaminfeuer zu plaudern. Ein leutseliger, alter Herr. Nur kann ich leider seine Einladung, eine Woche zu bleiben — er sei ja so allein —, nicht annehmen. 600 Jahre Geschichte Britanniens schauen aus den schweren Goldrahmen der Ahnenbilder auf uns nieder: Generäle, Admirale, Lordkanzler längst versunkener Epochen. Besonders prächtig in den Farben ein Gemälde aus der napoleonischen Zeit, den General Lorton darstellend und das riesige Bild des »Admiral the Honorable William King, Earl of Kingstown«. Auch das Stammschloss dieser illustren Familie, Mitchelstown Castle im County Cork, eine grosse Burg mit Zinnen und Türmen und Toren und 400 Sälen und Zimmern, ist heute nur noch in Bildern und Photographien erhalten — wurde es doch im August 1922 von den Iren niedergebrannt, und zwar so gründlich, dass innert zwei Stunden von der ganzen Pracht nur noch rauchende Trümmer blieben. Innenaufnahmen von dem zerstörten Schloss zeigen prächtige Säle voll alter Stilmöbel und Gemälde, und man mag die Bitterkeit ermessen, mit der mir der Oberst vermerkt, es seien »the followers of de Valera, now the head of the Irish Government« — die Burschen dieses de Valera, der heute das Haupt der irischen Regierung ist — gewesen, die dieses Vandalenwerk vollbrachten. Er habe dann keine Kosten gescheut, Mitchelstown Castle vollständig abtragen zu lassen; das Stammschloss der Viscounts of Kingstown in Trümmern dürfe keine Augenweide für diese Rebellen sein. Dass sich der alte Herr auch über die Enteignung der Feudalherren beklagt, mag uns nicht wundern. Man belasse den Schlossherren nur den unproduktiven Park. Die ertragreichen Ländereien habe der irische Freistaat für einen Pappenstiel enteignet und an die Bauern verschenkt. Noch lange muss ich droben im weiten Schlafgemach über Recht und Unrecht solcher Erschütterungen nachdenken, wie sie in Intervallen immer wieder die Menschen heimsuchen, wenn zwei Gedankenwelten aufeinanderprallen und in ihrem Zusammenstoss die althergebrachte Ordnung der Dinge zertrümmern. Recht und Unrecht scheinen mir auf beiden Seiten zu liegen, und einmal mehr darf man selbstzufrieden unsere helvetischen Zustände betrachten, die den zu krassen Unterschied zwischen unermesslichem Reichtum und absoluter Besitzlosigkeit nicht kennen. Wenn wir wissen, dass ein einziger guter Zuchthengst mit entsprechendem Stammbaum eine halbe Million Franken jährlich nur an Deckgeldern einbringt und daneben auch heute noch hungrige Bettler über die Landstrassen streifen; wenn wir

bedenken, dass ein zehnfacher Schweizer Millionär — und die sind bei uns schon sehr selten — hier sich höchstens in den bessern Mittelstand einreihen könnte, dass aber der Aermste unserer Armen ungleich sorgenfreier lebt als das Proletariat der Riesenstädte dieses reichsten Imperiums der Erde: dann dämmert uns einiges Verständnis auf für Begebenheiten, die an sich bedauerlich und verdammenswert sind. Die Iren behaupten, Republikaner zu sein und den König nicht als König von Irland, nur als Herrscher des gesamten britischen Imperiums anzuerkennen. Ihre Insel sei seit der Befreiung nur ein britisches Dominion, wie Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika; ja, Irland sei das vornehmste aller Dominien, denn es sei ausschliesslich von Briten bewohnt und seine Geschichte seit 1000 Jahren mit der britischen verknüpft. Uns mögen sie sonderbare Republikaner scheinen; denn sie haben nicht nur alljährlich ihre »Royal« Horse Show, sondern in jeder Stadt ihre »Royal« Association. Als in der Revolution die Hauptstrasse Dublins zusammengeschossen wurde, verschonten die irischen Artilleristen sorgfältig den Nelson-Pillar, jenes hochragende Denkmal des englischen Nationalhelden, das das Zentrum der irischen Hauptstadt beherrscht. Uns will dieses Irland eine eigenwillige zweite Tochter der britischen Familie scheinen, der John Bull knurrend recht viele Freiheiten lässt, in der Gewissheit, diese Tochter so wohlerzogen zu haben, dass sie trotz dieser Freiheit der illustren Familie nie zur Schande gereiche.

Das Eindrucksvollste aber ist Schloss Forbes am See von Forbes — eine Königsburg. Besitzer ist der Earl of Cranard, Herzog von Forbes, irischer Lord und Pair der englischen Krone, gewesener Kommandant der schottischen Garden und Stallmeister des verstorbenen Königs. Seine Lordschaft empfängt mich selbst am Fusse der Freitreppe und führt mich zur Tafel, an der in prächtiger Samtrobe die Herzogin sitzt. 280 Säle und Zimmer zählt das Schloss, und unermessliche Reichtümer bergen seine Mauern. Der Herzog begleitet mich durch das Schloss und dann noch hinunter in den Stall, um nach »For ever« zu sehen; dann führt er mich selbst in ein Appartement von erlesener Pracht: ein grosser Salon, alles in grüner Seide, auf Möbeln Louis XV und Tapeten die gleichen Zeichnungen und Stickereien, ein riesiges Bad aus grünem Marmor, ein Schlafzimmer in weisser Seide mit einem riesigen Himmelbett mit seidengestickten Vorhängen, alles in gleichen Dessins. In dieses Bett kann man sich längsseits oder quer hineinlegen — es ist ein Feld von weissen Daunen, in das man versinkt wie in einem Traum. Die Prinzessin von Lieven und Lady Londonderry schliefen darin und Damen von Geblüt, wenn auch zu andern Zeiten und zu anderer Stunde. Bleibt mir noch übrig, im nächsten Abschnitt den Park von Castle Forbes zu beschreiben, der an phantastischer Pracht kaum seinesgleichen hat in dieser Welt.

Wie standhaft »For ever« ihre Unschuld verteidigt
und der Müller von Arvagh mit den Fischen schimpft.

Wer den Park von Versailles gesehen mit den beiden Trianons und den Park von Chambord und die Königsschlösser an der Loire; wer durch die paradiesischen Gärten von Rapallo lustwandelte und durch die Anlagen des Monatsschlösschens des Erzbischofs von Salzburg; wer Schönbrunn sah in guter altösterreichischer Zeit und die Schlösser der ungarischen Magnaten; wer unter den Pinien weilte in den Sultansgärten am Goldenen Horn und in den weiten Parks der böhmischen Schlösser des Fürsten von Liechtenstein: der darf sich wohl ein Urteil anmassen, und wenn es unter dieser Sonne eine wirklich paradiesische Pracht gibt, dann muss es nach diesem Urteil der Park von Castle Forbes sein.

Der Charme des Rokoko lebt noch fort in den Schlössern der englischen Grands-Seigneurs. Die neue Zeit ist scheinbar vor den weiten Parkmauern stehengeblieben, wie ein angestauter Fluss vor dem Damm; innerhalb dieser Mauern muss alles noch sein wie vor vielen hundert Jahren. Erwachen im herzoglichen Schloss — das darf auch einmal ein guter Demokrat erleben und schildern. Ganz plötzlich wird es hell. Ein Kammerdiener hat sich auf leisen Sohlen hereingeschlichen und die schweren Seidengardinen zurückgeschoben. Durch die viel-sprossigen Fenster flutet das Licht eines frühen Morgens. Neben dem Himmelbett steht auf dem zierlichen Nachttischchen ein Service mit Tee und Butterbrot und ein Teller mit Früchten. Dann meldet der Kammerdiener, der ausschaut wie ein Minister in seiner schwarzseidenen Livree, das Bad sei gerüstet. Also 'raus aus den weichen Daunen! Und nun das Frühstück — das Breakfast. Ist es schon in jedem kleinen Hotel zu reichlich, wie erst hier! Jeder kommt und geht frühstücken, wie es ihm passt: die Damen erst gegen Mittag, die Herren eine Stunde, nachdem sie sich wecken liessen. Ein riesiges Büfett — serviert wird nicht. Jeder holt sich selbst, was ihm passt, und hat die Qual der Wahl. Tee ist natürlich da und Kaffee und kalte und heisse Milch, dann Likörs bester Sorten und aller Länder, Whisky, Weine, Bier, Mineralwasser. Ein riesiger Schinken leistet einem Truthahn auf benachbarter Silberplatte Gesellschaft. Dann hat es da nette, kleine Würstchen, kalte und heisse, kalter Braten, Bauernspeck mit und ohne Eier, Eier à part, verschiedene Kuchen und Cakes, allerlei Konfitüren und dunkeln und hellen Honig, Butter in zierlichen Röllchen und heisse Butter in kleinen Silbertöpfchen, und all dies umrahmt von grossen, silbernen Fruchtkörben, welche die auserlesensten Produkte der Sonne Italiens, Spaniens und Afrikas tragen.

Ein strahlender Morgen wirft sein Sonnenlicht in den Park, der mehr als 1000 Juchart bedeckt und sich hinzieht bis an die schimmernde Fläche des Sees. Rings um das Schloss weite Wiesen mit kurzgeschorenem englischem Rasen. Viele alte Bäume werfen längliche Schatten, und tausendstimmig jubelt der Vögel Sang in den dichten Kronen. Es gibt da prächtige uralte Eichen und Buchen und Kastanien, und nur allmählich geht ihr helles, vom ersten Hauch des Herbstes gelblich getöntes Laub über in das dunkle Grün der Fichten und Tannen. Ein Waldgürtel umfasst die lichten Wiesen, und dicht steht kurzgehaltener Lorbeer und lässt nur geheimnisvolle Wege frei, die ins Dickicht führen. In der Südachse zum Schloss der französische Garten mit Springbrunnen und Fontäne und Statuen und Skulpturen in karrarischem Marmor. Ein Venusbrunnen in der Mitte der waldumrahmten Fläche und

paradiesische Blumenpracht aller Farben vor dem abschliessenden Rahmen dichter, dunkler Haine. Dann gibt es einen schottischen Garten, wenn man ein Waldstück durchschritten hat, mit Felspartien und Bergpflanzen und zierlichen Farren und einen korrekten englischen Garten, und durch verschlungene Pfade geht es zum lukullischen Garten. Orient und Okzident scheinen sich verbunden zu haben, hier im milden Klima Irlands ein irdisches Paradies zu schaffen. Ein riesiges Rechteck ist in den hochstämmigen Wald gehauen, und wiederum bilden farbenreiche Sträucher aller Art den Uebergang zu diesem Waldesdunkel. Davor aber flutet im Licht der Sonne ein Blumen- und Blütenmeer in allen Farben des Spektrums bis zum hellgrünen Gürtel des grossen Teiches, der zwischen seltenen Wasserpflanzen das Azurblau der Himmel in seinen stillen Wassern spiegelt. Zwei Schwäne ziehen stolz und selbstbewusst ihre Kreise um eine Blumeninsel, wo auf Kalkgestein ein lieblicher Amor mit schussbarem Pfeil im Anstand steht. Wenn wir uns auf eine der Bänke am Wasser niederlassen, umfängt uns eine vorzeitliche Stille. Ganz leise nur und fern ist ein Rauschen in den Wipfeln, und schlanke Farne zittern über dem Rand der Wasser, und geheimnisvoll scheint der dichte Efeu von längst verklungenen Zeiten zu flüstern. Man möchte sich recht lange dem unvergleichlichen Charme dieses gottbegnadeten Erdenwinkels hingeben, und man vermag sich kaum zu erinnern, dass es ausserhalb dieses Dorados eine Welt gibt mit viel Not und Elend und schweren Sorgen.

Nur Teile des endlosen Parks können wir noch sehen: Waldwiesen, die schnurgerade hinunterführen zum silberblanken See, und die so scharf in das dunkle Gehölz geschnitten sind wie wohlgebaute Korridore von hellem in das dunkle Grün. Dann geht's hinüber zum Stallhof, von wehrhaften Mauern mit Zinnen, Schiessscharten und Galerien, Flankiertürmen und hohen Toren umfasst. Aus den Türen der vielen Boxen blinzeln die Augen der Hunter und Polopferde in das Licht des Morgens. Nur der Schlossesel ist schon draussen und begrüsst unser Kommen mit lang anhaltendem Geschrei. Bald ist »For ever« gesattelt, und wir verlassen das gastfreundliche Schloss, und aus den hohen Fenstern folgt uns das Winken von Zofen und Kammerdienern, wie wir in den frischen Tau der Schlosswiese traben.

Wiederum ziehen wir durch das weite Moor. Bis Mittag passieren wir ein einziges Dorf, und die Hitze wird so beträchtlich, dass ich einen längeren Halt einschiebe. Bei einer kleinen Hütte, die so niedrig ist, dass mein Hunter über den First blicken kann, rasten wir. Erst mit dem sinkenden Abend ziehen wir weiter und traben zu bis in die Nacht. Fledermäuse geben uns oft ein kurzes Geleite, und gespenstisch starren Weidenstrünke in den sternklaren Himmel. Oft schrecken wir zusammen, und »For ever« macht einen Seitensprung; denn hinter einem Busch hörten wir ein Schnauben, und ein Pferd taucht aus der Finsternis auf und begleitet uns eine halbe Meile weit. Nur einmal wird es ungemütlich. Hengste sollen nicht frei herumlaufen; doch einer scheint aus dem Gehege gebrochen zu sein und ist nun sehr zudringlich, und »For ever« feuert mit den Hinterhufen aus. Soll es mir nicht gehen wie jenem sagenhaften König von Samarkand, der eine Stute ritt, die ein Hengst anging, so muss ich mich wohl wehren. Denn jener liebestolle Hengst brach so nebenbei noch dem König von Samarkand das Kreuz. Deshalb schnalle ich hastig den einen Bügelriemen los und helfe »For ever« wacker mit, ihre Unschuld zu

verteidigen. Es braucht einige Mühe, diesen irischen Hengst zu vertreiben, und wir sind ordentlich in Schweiss geraten, wie wir endlich unbehelligt weitertraben.

Es ist eine Stunde vor Mitternacht, wie wir den See von Arvagh erreichen, der zwischen sanften Hügeln schlummert. Durch eine Allee alter Bäume erreichen wir ein Landhaus, und aus dem einen Fenster zur Erde grüsst das Licht eine Petroleumlampe, und viele Leute sitzen um einen runden Tisch. Gastfreundlich wird mir ein Stall angeboten; für die Nachtruhe will mich ein grosser, dicker Mann ins Dorf geleiten. Denn der alte Herr im Landhaus hat nur sechs Zimmer und sieben Töchter — so kann er mich nicht wohl unterbringen. Der Dorfpfarrer ist noch da. Er trägt die schwarze Priestertracht mit Kniehosen und schwarzen Seidenstrümpfen und Halbschuhe mit Schnallen. Der dicke Mann, das ist der Müller von Arvagh; und wie wir »For ever« versorgt haben mit Heu und Stroh und Wasser und Hafer, machen wir uns auf den Weg ins nahe Dorf, von dem der Müller hartnäckig behauptet, es sei eine Stadt. Diese Stadt hat eine einzige Hauptgasse und ein einziges Gasthaus, und dieses nennt sich anmassend Hotel. Lange lässt der dicke Müller den Türklopfer spielen, bis der Wirt erscheint mit der Nachtmütze überm Ohr und einem Windlicht in der Hand. Ich möchte noch etwas essen, und wir gehen alle drei in die Bar. Die Nachtmütze stellt das flackernde Licht auf den schmalen Bartisch und streicht Butter auf körniges Brot, legt Speck dazu. Dann gibt's dunkles Bier. Der Müller genehmigt einige Whiskys. Die Nachtmütze ist ein freundlicher Mann in gewissen Jahren, und bald streitet er sich mit dem Müller über den Fischreichtum des Sees. Dass die Nachtmütze dabei die nicht gerade appetitanregende Gewohnheit hat, in weitem Bogen über den Bartisch in die gegenüberliegende Ecke zu spucken, veranlasst mich, meine Sandwiches ans äusserste Ende des Bartisches zu rücken. Den dicken Müller geniert das nicht, wenngleich die Sendungen des Barkeepers ihre Flugbahn hart an seiner Nase vorbei nehmen. Er behauptet standhaft, es hätte 30pfundige Hechte im See, und die Nachtmütze bestreitet dies und nennt die Behauptung des Müllers eine arge Aufschneiderei. So wetten sie, und ich soll am Morgen Schiedsrichter sein. Es ist längst über Mitternacht, wie mich die Nachtmütze über eine wackelige Stiege in einen kleinen Verschlag geleitet und eine Kerze und Zündhölzer bereitstellt. Das schmale Bett ist soldatisch hart und hat nur eine Lischenmatratze über dem Gestell. Gestern im Daunenfederbett der Prinzessin von Lieven — heute in diesem spartanischen Kahn: so soll es sein auf solcher Reise.

Am frühen Morgen verliert der dicke Müller seine Wette. Wir sitzen wohl eine Stunde lang am grün schillernden See, und der Müller wirft eifrig die Angelrute aus; doch nur ein schmaler Ischlig ist so dumm, anzubeissen. Wütend schleudert ihn der Müller zurück in sein Element, und der Barkeeper hat allerlei zu hänseln und zu sticheln, derweil der Dicke alle irischen Schimpfwörter den stillen Wassern anvertraut, die ihre schweren Hechte nicht herausgeben.

Wie wir mit dem Bischof von Kilmore zu Mittag speisen
und mit dem Zwerg von Cavan über viele Hecken springen

Bevor wir weiterziehen, machen wir noch die Bekanntschaft mit dem Zahnarzt von Arvagh: ein schöner, grosser Mann von vierzig und etlichen Jahren. Schon die Begrüssung scheint mir sonderbar, und wie mir nachher der Müller erklärt, der Herr Doktor habe eine Schraube zuviel im Kopf, wird mir manches verständlich — noch verständlicher, wie mir der Zahnarzt selbst berichtet, er sei im Kriege verwundet worden und habe seitdem immer Kopfschmerzen. Ich muss mit ihm ins Laboratorium, und irgend etwas möchte er für mich tun. Ob ich keinen kranken Zahn habe, und wie ich entsetzt verneine, sperrt er mir kurzerhand den Mund auf, wie der Rosshändler einem ausgewachsenen Füllen, und entdeckt wirklich eine Plombe, die nicht mehr gut sitzt, und ist gleich mit dem Bohrer zur Hand. Ich flüchte mich in den Garten, und der spendefreudige Doktor kommt bald nach und hat in seiner Schürze allerlei Sachen, Zahnpasten und Mundspülwasser und Betäubungsmittelchen; denn irgend etwas müsse ich als Zeichen seiner Wohlgeneigtheit annehmen. So tue ich ihm den Gefallen, und er stopft mir alle die Herrlichkeiten in die Tasche. Dann geht er Arm in Arm mit mir durch seinen Garten, und ich verstehe schon so viel Englisch, dass ich begreife, wie er im Erzählen alles durcheinander wirft. Mitten durch den Garten fliesst ein Fluss, der nachher das Rad der Mühle treibt; und auf der wackeligen Brücke fragt mich der Zahnarzt, ob dieser verdammte Müller etwa Nachteiliges über ihn ausgesagt, das sei ein »very bad man«. Dem wolle er's noch einmal zeigen. Und dabei ergreift er meinen Arm, und ich habe erspriessliche Aussicht, sein krankes Gehirn halte mich für den Müller — und der Fluss ist gerade hier geheimnisvoll tief... So gebe ich mir begreiflich Mühe, ihm seinen schwarzen Verdacht auszureden, und er beruhigt sich, und wir sind gottlob auf der andern Seite. Ich muss noch zu einem Whisky ins Haus, und er möchte mir am Radioapparat Beromünster einschalten, obgleich ich ihm versichere, dass unser Sender zu früher Morgenstunde um kein Geld zu hören sei, nicht einmal für die berühmten drei Fränkli, die ein eifriges Komitee den biedern Hirtenknaben mehr abzwacken wollte, ihren Patriotismus aufzufrischen. So hören wir eine Predigt des Senders von Athlone, und mein Zahnarzt versinkt in tiefe Grübeleien, und unbemerkt kann ich mich empfehlen und die gastfreundliche Türe seines Hauses erleichtert hinter mir ins Schloss werfen. Dem dicken Müller von Arvagh möchte ich jedenfalls nie einen kranken Zahn wünschen.

Es ist um die Mittagszeit, wie wir ein stolzes Parktor erreichen, das auf Stein gemeisselt die Bischofsmütze trägt. Es geht unter alten Bäumen einen waldigen Hügel hinan, an einer grossen Kirche und zwei Kapellen vorbei und dann wieder hinunter in einen Wiesengrund, wo inmitten eines blumenreichen Parkes das Palais des Bischofs von Kilmore steht. Ein bischöflicher Knecht führt »For ever« in einen grossen Stall, und der Bischof erscheint selbst, mich zum Mittagessen einzuladen. Ich sitze allein mit ihm zu Tisch. Es gibt ein einfaches, gutes

Mahl und als Getränk klares Brunnenwasser. Der Bischof trägt einfache Priestertracht, dazu Knopfgamaschen, denn er reitet alle Tage, wie er mir erzählt. Sein Palast sei viel zu gross, 45 Zimmer; mit dem fünften Teil möchte er wohl auskommen. Nach dem Mittagessen begleitet mich Se. Eminenz durch Säle und Zimmer, in die Kirche und die Kapellen und durch den weiten Park mit einem altrömischen Kastell. Dann muss ich seine Pferde bewundern; er besitzt drei Stuten mit Fohlen, zwei Hunter und einen Hengst, ein Maultier und ein Pony. Den Hengst lässt Se. Eminenz satteln, mir bis zum entfernten Parktor das Geleite zu geben. Kurz vor Cavan begegnet mir eine sonderbare Gestalt zu Pferd: ein Zwerg mit einem Buckel, ein lederiges, faltiges Gesicht unter einem hohen Zylinderhut. Ich muss das Lachen verbeissen, um ernsthaft seinen Willkommgruss zu erwidern. Aber dieser sonderbare Reiter scheint wirklich einem Zirkus entronnen zu sein. Er hockt auf seinem hochbeinigen Hunter wie ein Affe auf einem Dromedar. Doch Mr. Ned Reily ist ein ernsthafter Mann, und bald soll mir seine Sportlichkeit alle Achtung abringen. Er begleitet mich hinein ins kleine Städtchen Cavan. Dort hat er einen Gemüseladen und eine Versicherungsagentur. Das ist sein Erwerb. Doch sein Herz hängt an den Pferden. So betreibt er nebenbei eine kleine Reitschule mit sechs Pferden. Wenn er hinter dem kleinen, altersgrauen Ladentisch den Hausfrauen Gemüse verkauft und Kartoffeln verwiegt und Eier abzählt, scheint er sehr arm zu sein. Wenn er im Raum nebenan am Rollpult Versicherungsprämien einstreicht, scheint er wohlhabend zu sein. Wie er mich in stolzer 6-Zylinder-Limousine hinaus auf sein eigenes »Jumping-Field« führt und sein Jockei die Hunter und Ponies vortrabt, scheint er sehr reich zu sein. Jedenfalls ein vielseitiger Mann, der sich vom Leben nicht unterkriegen lässt. Er trägt englische Reithosen und hält stets eine Reitgerte mit Elfenbeinknauf in seiner kleinen Hand. Zu seiner krüppelhaften Buckeligkeit bilden nach unten selten ausgeprägte O-Beine die richtige Ergänzung. Der Springgarten des Mr. Reily hat respektable Hindernisse: eine hohe Mauer, einfache, doppelte und dreifache Barrieren, Wassergräben, Hecken und einen Wall. Der Jockei führt zwei Hunter vor. Auf den einen klettert der Zwerg; der andere ist für mich. Dann fährt der bucklige Reiter mit Vehemenz über die Bahn und nimmt alle Hindernisse spielend. Nun komme ich dran. Der braune Hunter unter mir tänzelt schon lange unruhig, und wie ich ihm die Zügel gebe, schiesst er los. Er springt tadellos, und nur eine einzige Barriere, die er zu kurz annimmt, fällt. Der Zwerg ist mit dem angestellten Examen zufrieden, und ich kann mich wiederum neben ihn in die grosse Limousine setzen, in die Stadt zurück zu fahren. Damit er hoch genug sitzt am Steuerrad, hat er drei Kissen unterschoben und ein verlängertes Gaspedal und Bremsen. Wie er reitet, so fährt er: scharf um die Kurven, aber sicher. Nun will er immer bei mir sein und verstaubt merkwürdig viele Whiskys und Liköre, und ich kann in diesen Belangen das Rennen mit ihm nicht aufnehmen.

Wie wir mit dem Himmelfahrtskapitän zu New Bliss House zu Mittag speisen
und »For ever« über die Grenze nach Ulster trabt.

Der Zwerg von Cavan sitzt mit mir in der kleinen Bar, und seine krummen Reiterbeine umarmen liebevoll den Hocker, den er um ein Kissen erhöhte, um über den Bartisch blicken zu können. Von Zeit zu Zeit richtet er an mich die immer gleiche Frage: "Are you my friend? " Und wenn ich lebhaft versichere: "Certainly, certainly!", nickt er gedankenvoll, wirft ein Zweischillingstück auf den Bartisch und befiehlt: "The same ". The same, das sind zwei weitere Whiskys, und ich muss ganz bestimmt ablehnen, ferner mitzumachen. Er verspricht mir, mich am nächsten Morgen zu begleiten; doch ich mochte ihm dies nicht zumuten, denn ich will einmal ganz früh weg. So begleiche ich schon am Abend meine Rechnung, um die Hausordnung nicht zu stören.

Früh 4 Uhr bin ich im Stall; um 5 Uhr reite ich weg — wie erwartet: allein. Der Zwerg von Cavan wird noch seinen Whiskytraum ausschlafen. Bald verlasse ich die beschwerliche Asphaltstrasse und lenke »For ever« in den frischen Morgentau grüner Feldwege, die zwar auf der Karte nicht eingezeichnet sind, jedoch besondern Genuss bieten. Die bretonischen Bauern nennen diese frühe Morgenstunde das »Zwitschern des Tages«. Mit dem Vogelsang erwacht in Feld und Busch das Leben. Hasen wechseln oft über die Bahn. Einmal gar erblicken wir Meister Reineke, wie er behutsam den Weg kreuzt, einen Moment stutzt, als er »For ever« erblickt, und sich dann rasch seitwärts in den Busch schlägt. Rebhühner stossen auf und Wachteln, und ganz hoch oben jubiliert eine Lerche. Wohl eine Stunde ist es so im gleichmässigen Schritt dahingegangen, da hören wir auf dem weichen Feldweg hinter uns dumpfen Hufschlag, und wie ich mich umblicke, folgt uns im Galopp ein Reiter: der Zwerg von Cavan. Er schwingt seine Mütze, und bald hat er uns eingeholt, und über sein ledernes Gesicht geht ein triumphierendes Grinsen. So wortkarg er gestern abend am Bartisch war, so gesprächig ist er heute, und ehe wir es uns versehen, sind wir weit über Ballyhaise hinaus. Weiter kann mich mein buckliger Freund nicht begleiten, denn er will die Messe nicht verfehlen, und zum Kirchgang muss er sich noch umziehen. So nehmen wir Abschied, und er hält meine Hand recht lange in der seinen und hat sichtlich Mühe, einer unverkennbaren Gemütsbewegung Herr zu werden. Denn wenn wir uns auch versprechen, uns irgendeinmal wiedersehen zu wollen, wissen wir doch beide, dass solch gut gemeinte Zusage nur Beschwichtigung und Selbstbetrug ist. Ganz plötzlich lässt er meine Hand, zieht die Mütze, schwingt sie über dem Kopf: "Switzerland for ever!" Dann reisst er seinen grossen Hunter herum, setzt ihm die Hacken ein und galoppiert den Weg zurück, den wir gekommen. Ganz ferne hält er und wendet nochmal, schwingt wieder die Mütze und ist zwischen den Büschen des schmalen Feldweges verschwunden. Ich kämpfe mit jenem Gefühl der Wehmut, das uns immer beschleicht, wenn wir einen sehr guten Freund für immer von uns gehen sehen. Auch »For ever« scheint unzufrieden, nun ohne Begleitung des andern Pferdes weiterziehen zu müssen.

Erst gegen acht Uhr erwacht das Leben in den Dörfern. Die irischen Bauern rüsten sich zum Kirchgang. Ueber holperige Feldwege fahren von allen Richtungen her hochräderige Zweiradkarren, von einem flinken Pony, einem schweren Ackergaul oder einem mausgrauen Eselein gezogen, und meist sitzt die ganze Bauernfamilie auf den Längssitzen. Vor den Kirchen ist bald ein Feldlager von Zugtieren versammelt, die, an Hecken und Zäune gebunden, geduldig oder auch ungeduldig scharrend den Kirchenausgang abwarten — ein malerisches Bild. Nur schade, dass die irischen Bauern ihre Tracht nicht tragen.

Der Morgengruss dieser Bauern ist besonderer Art. Selten einer wünscht einen »good morning!«. Was sie am meisten beschäftigt, kommt gleichsam schon in ihrem Gruss zum Ausdruck: das Wetter: »lovely day!« (lieblicher Tag) oder »nice morning!« (schöner Morgen), wenn die Sonne strahlt, »bad weather!« (schlechtes Wetter) am trüben oder regnerischen Tag, und wenn es gar stürmt, lautet die Diagnose: »terrible time!« (schreckliche Zeit). Und der also Begrüsste erwidert einfach: »It is« (es ist so) oder korrigiert: »Oh, not too bad!« (nicht zu schlecht). Nie sollst du einen irischen Bauern nach der Wegdistanz fragen. Sie haben da schreckliche Vorstellungen, dem trippelnden Schritt ihrer Eselein angepasst. Sagt dir einer, bis zum nächsten Dorf seien es vier irische Meilen und du trabst gut eine Meile hinter dich und fragst den nächsten, wird er dir mit dem unschuldigsten Gesicht versichern, es seien noch sechs.

Mittag rückt heran. Unweit eines kleinen Dorfes zweigt eine prächtige alte Allee ab; sie muss nach New Bliss House führen, einem alten Herrenhaus. Unnötig, zu betonen, dass es inmitten eines prächtigen Parkes steht. Ich kann »For ever« in einem guten Stall unterbringen. Eine Haferration habe ich noch auf dem Sattel. So wären wir versorgt; denn zwei mitgebrachte Sandwiches sollen mir genügen. Doch bald erscheint ein weisshaariger Diener: die Herrschaft sei nicht da; doch wenn der Gentleman vorliebnehmen wolle, möchte er sich in die Küche bemühen zu einem kleinen Lunch. Die Küche entspricht in ihren Ausmassen der Grösse des Herrenhauses, und eine muntere Köchin in den besten Jahren hantiert am Herd und dirigiert drei junge Mägde, derweil allerlei männliche Dienerschaft in den Ecken herumsteht und sich offenbar nicht klar ist, wie sie den Sonntagnachmittag totschiessen soll. Die Köchin tischt selbst auf, und ich kann mich nicht beklagen, denn ich sitze da an der Quelle aller kulinarischen Herrlichkeiten. Doch plötzlich hören wir einen Wagen vorfahren, und der Kammerdiener verschwindet eilig nach oben. Die Herrin des Hauses ist zurückgekommen: eine alte Dame, die dem Kammerdiener unverdiente Vorwürfe macht, dass er einen Gast des Hauses in der Küche abspese. So gehe ich hinauf, die Mistress zu beruhigen, und will wirklich nicht mitten im Essen hinaufzögeln. Die Köchin strahlt vor Vergnügen, wie ich mich wieder an den Küchentisch setze, und der Kammerdiener holt eine Flasche vom ganz alten Sortiment und hat ordentlich Staub abzuwischen vor dem Einschenken. Doch zum schwarzen Kaffee muss ich hinauf. Vom Speisesaal kann man direkt in ein grosses Palmenhaus treten mit allerlei exotischen Pflanzen. Es ist noch ein Gast da, ein Vetter der Dame, ein alter Seebär. Während des Weltkrieges kommandierte er als Kapitän der Handelsmarine einen Minensucher. »Himmelfahrtskapitän«

hätte man seinesgleichen genannt; denn es sei eine gar kitzlige Sache gewesen, diese Dinger aufzufischen. Der Kapitän weiss viel zu erzählen von Fahrten über alle Meere zur guten alten Zeit der Segelschiffe. Sei eine bessere Zeit gewesen, da man zu allem Musse gehabt. Heute müsse alles mit Tempo vor sich gehen, Arbeit und Vergnügen, und deshalb seien so viele ohne Arbeit und noch mehr ohne Vergnügen. Ich möchte dem alten Herrn nicht ganz unrecht geben.

Ein letztes Leuchten zwischen den alten Bäumen des Parks, dessen schweres Gittertor wir schon vor einer Weile passierten. Lord Rossmore muss ein grosser Tierfreund sein. Zu Hunderten flüchten vor uns wilde Kaninchen, oft dreissig und vierzig, unter den Stamm eines uralten Baumes. Alle Bäume und die weiten Wiesenründe sind von den niedlichen Tierchen unterhöhlt. Viele Tausend müssen es sein. Der Parkweg beginnt anzusteigen; rechts unten ein kleiner See und endlich vor uns auf steilem Hügel ein riesiges, düsteres Schloss. Selten machte mir ein Bauwerk solch unheimlichen Eindruck. Kein einziges Fenster zeigt Licht — ein Gewirr von düsteren, schwarzgrauen Türmen und Galerien und Wehrgängen über finstern, klafterdicken Mauern; ein altes, wappengeschmücktes Tor; vor dem Schloss eine weite Terrasse mit Balustraden und Stukturen und einem prächtigen Ausblick weit in die hügelreichen Lande von Monaghan. Die feudale Ritterburg eines Grand-Seigneurs längst entschwundener Zeiten.

Der Türklopfer lässt einen dumpfen Widerhall in der Halle hören, viele Hunde schlagen an, und ich höre, wie sie auf das Portal zulaufen und wütend gegen die Tür kratzen. Wieder klopfe ich und wieder; denn ich habe ein Empfehlungsschreiben an seine Lordschaft, und zum Städtchen Monaghan ist's noch drei Meilen. Doch nichts regt sich als das wütende Gebaren der Schlosshunde. Also wenden wir und ziehen den Burghügel hinab zwischen die inzwischen eingetretene Finsternis des Parks. Ein alter Mann kommt bergan. Bald weiss ich, dass er einer der Gutsknechte ist, dass er den Krieg als Sergeant mitmachte und dass seine Lordschaft nach London verreist sei. Doch er wolle die Kastellanin schon herauspochen. So gehen wir nochmals vor das Portal, und der alte Sergeant lässt den Türklopfer spielen, dass die Hunde drinnen sich wie toll gebärden. Nichts regt sich, und ich will wiederum wenden. Doch der Sergeant will nicht abziehen. Wieder poltert er und schimpft und pfeift schrill zwischen die Finger, und das Wüten der Hunde schwillt an zum Spektakel der sieben Höllen. Da sehen wir einen fahlen Lichtschein zwischen den Gittern, eine Schiebefensterchen wird zurückgeschoben, und eine krächzende Altjungfernstimme fragt nach unserm Begehrt. Der Sergeant lässt erst noch ein Koppel langatmiger Kraftwörter von sich, bevor er der Miss erklärt, sie sollte erstmals aufmachen, ob sie des Teufels sei, wenn Besuch für seine Lordschaft komme, sich einfach taub zu stellen. Doch die Kastellanin bedauert, sie hätte strikte Weisung, nach eingetretener Dunkelheit niemand mehr zu öffnen, und damit basta. Das Schiebefensterchen geht zu, und wieder beginnen die Hunde zu belfern; desgleichen der Sergeant, der droht, er werde seiner Lordschaft rapportieren. Damit gehen wir — auslogiert: nur ich, »For ever« nicht. Der alte

Sergeant führt sie am Fusse des Hügels in einen der vielen Ställe, schleppt Heu herbei und Stroh und Wasser; Hafer werde er zu bekommen suchen. Wenn er mit mir spricht, nimmt er stets die Hacken zusammen. So lasse ich meine Stute in guter Obhut und nehme die drei Meilen nach dem Städtchen Monaghan unter die Füsse.

Frühmorgens, wie ich zurückkomme, hat der alte Sergeant »For ever« schon blitzblank gestriegelt und sattelt eben. Das Trinkgeld muss ich ihm mit viel Mühe aufdrängen. Bis zur Grenze des Freistaates will er mich begleiten. So schreitet er rüstig nebenher und erzählt vom »big war«, vom grossen Krieg. Dreimal sei er verwundet worden und dann noch ein Jahr in Schlesien im Gefangenenlager gewesen. Von den Deutschen seien sie, die Gefangenen, gut behandelt worden, nur das Essen sei miserabel gewesen; aber die armen »Germen« hätten ja selbst nichts mehr zu beissen gehabt.

Die Iren sind Autogrammjäger. Durchs Städtchen Monaghan kommen wir nur schrittweise. An jeder Strassenkreuzung muss ich Dutzende von Autogramme abgeben. Ausserhalb des Städtchens stoppt ein riesiger Omnibus, und der Führer und der Billeteur und fast alle Insassen wollen ein Autogramm von mir. Jeder verfügbare Zettel muss dienen; zwei alte Ladies haben wirklich nichts bei sich als das zerknüllte Billett. Nur ein dicker Herr zuhinterst im Wagen ist ungehalten. Er lässt das Fenster herab und schreit heraus, dies sei doch hier keine Haltestelle, und er werde den Zug nach Belfast verfehlen, und er werde sich beschweren. Der Billeteur erwidert ihm so ungefähr, er solle ihm den Buckel entlang rutschen, und die andern Passagiere schreien, er solle das Maul halten, oder sie werden ihn zerdreschen. So beeile ich mich, zu Ende zu kommen, und der Chauffeur gibt Vollgas, und bald ist der Bus verschwunden. Hoffentlich hat der dicke Herr noch seinen Anschluss gefunden.

Bei Middletown ist die Staatsgrenze zwischen dem irischen Freistaat der 26 Counties und dem englischen Ulstergebiet der sechs Nordkantone: eine gemütliche und seit der Aufhebung des Zollkrieges anscheinend recht überflüssige Grenze. Ein einziger irischer, ein einziger englischer Zollbeamter und als Sinnbild besagter Unwichtigkeit eine Barrierenstange auf zwei Höckern, die »For ever« mit einem Zügelruck prompt zusammenreisst, wie ich sie daran binde. Die Unwissenheit der Tiere mag uns wohl vernünftiger erscheinen als die Engstirnigkeit der Menschen, die so dumme Einrichtungen schafft wie Zollbarrieren und Abschränkungen.

Wie wir im kleinen Dorfkrug von Caledon mit Lady Hamilton am Kaminfeuer sitzen
und durch Ulster ziehen.

So unwichtig die irisch-englische Grenze auch sein mag — mich kostet sie einen halben Reisetag. Denn ich habe an der Bahnstation von Tynan meine zwei Kofferchen zu verzollen oder, besser, nicht zu verzollen, denn der freundliche Zöllner erledigte dies nachher mit einem Kritzer seiner roten Kreide. So ziehe ich hinüber zum kleinen Städtchen Caledon, und dieses

Städtchen würde gar nichts bedeuten, hätte es seinen Namen nicht vom stolzen Schloss des Lords of Caledon geborgt, dessen immenser Park seine einzige Gasse gleichsam umarmt. Denn in Wirklichkeit ist Caledon nur ein Dorf, und nicht einmal ein grosses Dorf — eher ein richtiges Kaff mit einer einzigen Pinte, in der wir Quartier nehmen. Es gibt im nähern Umkreis noch mehrere stolze Adelssitze; doch wir haben nun schon genug dieser feudalen Burgen beschrieben. Einzig die Tynan Abbey soll erwähnt sein wegen ihrer besonders lieblichen Lage auf bezaubernder Anhöhe. Wäre die gotische Kapelle des Mittelbaues nicht, so wäre auch diese uralte Abbey eine Ritterburg mit Türmen und Zinnen und wappengeschmückten Toren. Von ihrer Südterrasse schweift der Blick weit hinab durch einen lichten Park bis zu einem blauschillernden See, und rings um die alten Mauern flutet ein Meer roter Blumen. Der Besitzer, Captain Stroeng, ist abwesend. Der Verwalter möchte mich behalten; doch ich lehne dankend ab, denn unten in der Dorfpinte von Caledon gefällt's mir gut, und ich bin bei meinem Pferd. Abends füllt sich die kleine, dunkle Bar mit Bauern der Umgegend, und jeder will das Pferd sehen, und ich muss endlich den Stall abschliessen, soll »For ever« ihre Ruhe haben. Die alte Wirtin hat eine nicht mehr junge Tochter; aber diese hat zwei blühende Kusinen von nicht geringer Schönheit und kaum mehr als tausend Wochen. Sie entziehen mich der tabakgeschwängerten Bar nach oben, und ich bin höchst verwundert, dass dieser kleine Dorfkrug einen schmucken kleinen Salon hat mit einem Flügel und einem riesigen Kaminfeuer, das Wärme und auch Licht spendet. Die eine der jungen Damen setzt sich an den Flügel und spielt, die andern begleiten sie mit irischen Liedern, und der flackernde Schein grosser Holzscheiter wirft ein bezauberndes gelbliches Licht über diese Gruppe romantischer Lieblichkeit. Die Dame am Flügel gleicht auffallend der Geliebten des grössten englischen Seehelden, Admiral Nelson, und ich nenne sie für diesen Abend Lady Hamilton, was sie lächelnd als »flattery« bezeichnet. Bis Mitternacht musizieren wir; dann begleiten mich die Damen noch zum Stall und ich die beiden Kusinen am Arm nach Hause. Und da dies besonders romantisch war, darf ich's kurz beschreiben. Caledon hat keine öffentliche Beleuchtung; so nimmt die eine Kusine eine kleine Ampel mit an einem Stock, und es geht durch eine stockfinstere Nebengasse mit fusstiefen Löchern im uralten Steinbelag. Ganz Caledon liegt längst im Schlafe; nur unheimlich grosse Ratten flitzen durch die Pfützen und flüchten in düstere Mauern, wenn ich dem gelben Licht der Ampel mit einem hellen Streifen meiner Taschenlampe nachhelfe. Die niedrigen Häuschen der krummen Hintergasse werden zu aller Finsternis noch überdeckt von weit ausgreifenden Aesten der uralten Bäume von Castle Caledon. »Lady Hamilton« wohnt im letzten Haus, das sich hilfebedürftig an die Schlossmauer lehnt. Und wir plaudern noch so lange, dass wir unzeitgemäss einen Hahn aufwecken, der mit der ersten Morgenstunde zu krähen beginnt.

Bezaubernd ist das Hügelland von Londonderry — weiche, grüne Matten, so weit das Auge schweift, die einzelnen Feldstücke auch hier umfasst von dunkelgrünem Buschwerk. Lieblich sind die kleinen Dörfer mit den niedrigen, weissgetünchten Bauernhäusern. Nicht so pferdereich wie der Süden und Westen und doch auf vielen Weideplätzen Stuten mit Fohlen. Grosse

Viehherden, zahllose Schafe, Eselchen und riesige Sauen von Yorkshire. So lieblich das Land, so unschön die Städte. Da ist vor allem Cokstown mit seinen 10'000 Einwohnern. Hier möchte ich keine Woche sein, geschweige ein ganzes Leben. Eine einzige, breite Strasse, die sich über zwei Hügelwellen zieht. Beginnend mit elenden Proletarierhäuschen inmitten ärmlicher Schrebergärtchen, macht diese Strasse missglückte Anläufe zu grossstädtischem Aussehen; zwischen alte, niedrige Häuser mit niedrigen, dunklen Läden haben sich einzelne grosse Warenhäuser und Kaufläden gedrängt, und ihre deplacierten Marmorfassaden kontrastieren seltsam zur Umgebung und zerstören vollends den letzten Eindruck von einheitlichem Städtebau. Eine Promenade mit Bäumen erhöht nur das furchtbar langweilige Bild des Ganzen, und wir sind froh, gleich wieder zum andern Ende hinauszumarschieren und den Weg fortzusetzen durch eine Allee alter Bäume ins grüne Land.

Ich habe noch von Dublin her eine Einladung eines Schlossherrn aus dieser Gegend und bin eben eifrig am Studium der Karte, das »castle« ausfindig zu machen. Da hält neben mir ein »Ford«-Wagen, und ein beliebter Mann in den besten Jahren entsteigt ihm und begrüsst mich wie einen alten Bekannten: Er möchte mich zu sich einladen, er sei der Kundenmüller von Anahawil, und von hier weg sei das kaum drei Meilen rechter Hand über die Hügel. Ich lehne erst mit Bedauern ab, denn ich hätte schon eine Einladung. Der Müller von Anahawil aber lässt nicht locker: Auf jenes Schloss sei es noch 10 Meilen, und es liege nicht an meinem Weg, und ich solle ihm doch den Gefallen tun. So lasse ich mich umstimmen. Der Müller fährt mir voraus, und ich folge mit »For ever« über eine staubige Nebenstrasse, die sich südlich über sanfte Hügelwellen zieht. Von Zeit zu Zeit hält der »Ford«-Wagen, und der Müller winkt und nimmt dann wieder ein ordentliches Stück vor, und eine dichte Staubwolke, die sich nur träge seitwärts über Feld und Acker verliert, zeigt auf weite Ferne seinen Weg. Im Schritt und Trab geht's nun schon mehr als eine Stunde dahin, und die drei Meilen des Müllers scheinen besonders ausgiebig zu sein. Fruchtbare Land und saftige Wiesen beidseitig, die einzelnen Feldstücke von hohem Busch umsäumt. Die letzte Staubwolke von des Müllers Wagen hat sich weit vorne längst verflüchtigt, und wieder geht's einen sanften Hang hinab, und die Sonne sendet ihre letzten Strahlen schräg über den Kamm. Sollte ich die Mühle verfehlt haben? Doch nein. Zwischen hohen Bäumen senkt sich die Strasse nieder in ein liebliches Tal, und schon von weitem höre ich den Gleichtakt des Mühlrades durch die Stille. Eine alte Brücke führt über den sprudelnden Bach, der weiter unten das Mühlrad treibt, und der Müller ist schon da und hat mit einem Knecht den Stall hergerichtet, in den nun »For ever« sichtlich zufrieden einrückt. Frau Müllerin kommt mir mit einem Busch Blumen entgegen und möchte mich gleich ins Haus führen zum Abendessen. Aber erst muss ich mit dem Müller noch das ganze Anwesen besichtigen. Kundenmüllerei, vor allem aber Flachsmüllerei ist sein Hauptgewerbe, daneben Landwirtschaft und natürlich etwas Pferdezucht. Der besondere Stolz des Müllers ist ein kleines Kraftwerk, im Wasserfall der Mühle eingebaut, das ihm Licht für Haus und Stall und Scheune spendet. Sonst ist alles wie im Märchen: die liebliche Talmulde, bestanden von uralten Baumriesen, das klappernde Mühlrad, das Quaken der Frösche im Teich, die Stille ringsum, nur durch das Zirpen

der Grillen unterbrochen. In weiten Abzugbecken steht der Flachs, und der Müller erklärt mir eingehend, wie er verarbeitet wird. Dann geht's hinauf in die Stallungen; die Pferde erst, einige Stuten darunter mit Fohlen, dann das Vieh muss ich besichtigen.

Alles im Hause zeugt von einer beruhigenden Wohlhabenheit, wie man sie so breit gelagert nur in wenigen Ländern finden mag. Auch der Müller hat den Krieg mitgemacht und ist sogar in Gefangenschaft geraten. An einen alten schwäbischen Bauern, bei dem er als Gefangener arbeitete, hat er beste Erinnerungen, und noch bisweilen hätten sie sich geschrieben. Von den Zeitspannungen fühlt er sich nicht sonderlich beunruhigt. Hier oben in Ulster ist man weit weg vom Geschütz. In den Krieg möchte er nicht noch einmal; aber wenn es sein müsste, so würde er sich doch wiederum melden. Hier im irischen Norden sei man königstreu und stolz darauf, Engländer zu sein. Die Südiren seien eben besondere Käuze. Mit Handel und Wandel ist der Müller zufrieden; die Preise seien recht, Absatz für alle Produkte leicht — was wolle man mehr? Er hat auch allen Grund zur Zufriedenheit; Sorgen scheint er nicht zu kennen, und wären alle Menschen so gebettet wie der Kundenmüller von Anahawil, Krieg und Revolution könnten ausgemerzt werden aus dem Leben der Völker für alle Zeiten. Das Fremdenzimmer, in das er mich später führt, hat eigenes Bad. Man lege sein Geld am besten im Eigenen an, meint der Müller; da sei es am sichersten. Und mit dieser Binsenwahrheit wünscht er mir gute Ruhe. Noch lange höre ich das Zirpen der Grillen in der Stille der mondhellen Nacht, und ringsum liegt alles in tiefstem Frieden. Frühmorgens muss ich mit dem Müller einen Hügel ersteigen, von dem man einen herrlichen Weitblick hat ins Land von Londonderry. Und herzlich ist der Abschied, wie ich in den Sattel steige, um nach dem Nordende des grossen Sees zu ziehen.

Bleibe uns noch viel zu berichten von der recht gastfreundlichen Aufnahme durch die Landbevölkerung, von den endlos langen, harten Betonstrassen entlang dem See von Neagh, der an Grösse dem Bodensee entspricht. Zwei Tage noch geniessen wir die Lieblichkeit der nordirischen Hügel, dann geht's auf endlos langer und harter Strasse wieder südwärts, und bald nimmt uns der Riesenverkehr auf, der nach der grossen Stadt Belfast flutet. Wir nehmen Quartier bei einem illustren Regiment, dem 41. britischen Infanterieregiment »Queen Victoria«.

Wie uns die irische Gastfreundschaft das Geleite gibt übers Meer
und »For ever« ins schottische Hochland zieht.

In der Offiziersmesse des 41. britischen Infanterieregiments in Belfast zeugen viele Trophäen von verflossenen Zeiten: alte Regimentsfahnen, die unter Wellington in Spanien im Pulverdampf der Napoleonischen Batterien schwankten, von Kugeln durchlöchert und vom Nahfeuer zerfressen; Ehrendegen, Orden, Auszeichnungen aus Kriegen und Eroberungszügen Britanniens, die in vergangenen Jahrhunderten das stolze Imperium schufen; riesige Elefantenzähne aus Indien und Afrika, Jagdbeuten aus Kanada und Australien und China und Jamaica. Ein Regiment bleibt immer nur vier Jahre in der gleichen Garnison; dann zügelt es mit

Kind und Kegel an einen neuen Standort. Mit Kind und Kegel: dies ist wörtlich zu nehmen, denn die Hälfte der Offiziere und Mannschaften ist verheiratet. Es gibt Kasernen für die Ledigen und Kasernen für die Verheirateten. Ein Soldat hat für sich und seine Familie Anrecht auf ein Zimmer mit Küche, ein Unteroffizier auf zwei Zimmer, ein Subalternoffizier auf drei, der Hauptmann auf vier. Doch wohnen meistens die Offiziere auswärts. Die Kasernen der Ledigen sind nüchterne und meist düstere Backsteinhaufen; bei den Kasernen der »family soldiers« ist es um eine Nuance freundlicher — man spürt den ordnenden Sinn der Frauen, es gibt Blumen auf den Fenstersimsen, und ein munterer Kanarienvogel oder gar ein Papagei bringt Leben in die graue Eintönigkeit endlos langer Fassaden. Zwischen den schwarzgrauen Fronten einige Rasenplätze für eine zahlreiche und lärmende Kinderschar, die hier mit den Soldaten aufwächst und auch innerhalb der Kasernenmauern zur Schule geht.

Der Regimentskommandant teilt mir einen Sergeanten zu, »For ever« nach Schottland einzuschiffen, und dieser Sergeant schleppt ein Bündel Heu und Hafer mit und dient mir als Führer durch das Strassengewirr von Belfast hinunter zum Hafen. Die irische Gastfreundschaft, die wir auf der grünen Insel so reichlich geniessen durften, und die nur der ungarischen gleichgesetzt werden kann — also das höchstmögliche Lob —, soll uns noch das Geleite geben hinüber nach der schottischen Stadt Glasgow. Ein alter irischer Bauer ist am Hafen mit neun irischen Ackerpferden, die hinüber nach Schottland verkauft sind. Jedes trägt an seiner Halfter eine Anhängeetikette, und keines dieser schwerblütigen Rosse ahnt, dass es mit diesem Schiff die Heimat für immer verlässt und dass gleichsam auf diesem flatternden Zettel sein ferneres Schicksal aufgezeichnet ist. Wir haben lange zu warten; denn immer noch versenken riesige Krane Güter in den tiefen Schiffsrumpf des »Royal Scotsman«. Erst spät abends wird der schmale Steg vom Quai hinübergeschoben, um die Pferde einzuschiffen. »For ever« geht ruhig und selbstbewusst hinüber; nicht so einige Ackerpferde, die schnauben und sich sträuben und durch die Hafenarbeiter getrieben werden müssen. Schmale Boxen für 40 Pferde und weite Passagen für 400 Rinder befinden sich im Schiffsrumpf; vorgestern gingen gar 500 Rinder hinüber. Der Sergeant steckt »For ever« Heu vor, und neidvoll sehen die Ackergäule ihr zu, wie sie kaut, denn der irische Bauer hat kein Futter mitgebracht. Ich will nicht, dass einzig mein Pferd gefüttert werde; so muss mein Hunter mit den Bauernpferden teilen, und recht bald ist der letzte Halm weg. Der irische Bauer schleppt »For ever« Wasser zu aus der Mannschaftsküche; so helfe ich ihm, mehr herbeizuholen, damit alle Pferde getränkt werden können. Inzwischen haben die Matrosen das offene Deck geschlossen, und wir sind unter den Planken, ungefähr auf der Höhe des Wasserspiegels. Wir richten uns ein. Der Bauer macht sich ein Bett aus Brettern; dann bringt er eine kleine Teemaschine hervor und braut sich das britische Nationalgetränk, derweilen ich bei einer Schiffssampel meine Portable installiere, um zu schreiben. Bald ertönt der dreimalige Pfiff der Schiffssirene, und die Pferde schrecken unruhig zusammen, dann die Schiffsglocke, und wir spüren das zitternde Beben der Planken, wie die Maschinen zu arbeiten beginnen. Durch eine Luke, die oft eine Welle zudeckt, sehen wir die Lichter von Belfast allmählich entschwinden und das gastfreundliche Irland, wenn auch damit

noch nicht die irische Gastfreundschaft. Denn der Bauer hat seinen Tee aufgeschüttet und tischt Käse auf und Brot und guten Bauernspeck, und ich muss mithalten. Wir sind die einzigen Passagiere unter Deck. Doch erhalten wir viel Besuch: Matrosen und Schiffsjungen kommen und schauen mir beim Schreiben über die Achsel und tauschen ihre Bemerkungen aus; dann erscheint der I. Schiffsoffizier, der Kapitän lasse mich hinauf bitten in die I. Klasse. Doch ich lehne dankend ab; ich fühle mich ganz wohl hier, und mit meinem III.-Klasse-Billett wolle ich keine Vorzugsstellung beanspruchen. Wir haben ruhige See und keinen Nebel, und damit besonders Glück, wie mir der Schiffsoffizier versichert. Vorgestern hat das Schiff im Nebel ein Fischerboot gerammt, wobei fünf Fischer ertranken. Es sei auch für einen alten Seebären ein unheimliches Gefühl, wenn dichter Nebel jede Sicht nehme und die ganze Nacht die Schiffssirenen heulten. Später erscheint der Maschinist, und ich leiste gerne seiner Einladung Folge, die Maschinen zu besichtigen. Drei Mann arbeiten hier tief unten die ganze Nacht zwischen riesigen Kesseln und Turbinen und hundert Apparaten und Messinstrumenten, und ich bewundere sie und ihre Kenntnisse. Alle sind Iren, und jeder will die Pferde sehen, denn wenn sie auch ihr Schicksal zeitlebens zwischen diese donnernden Ungetüme verwies, so haben sie doch aus ihrer Jugendzeit die Liebe zum Pferd bewahrt. Früh 2 Uhr werden die Maschinisten durch drei andere abgelöst, und wieder gibt's Tee, diesmal in der Mannschaftskajüte, und wieder muss ich mithalten, und auch der irische Bauer wird wachgerüttelt, um zu Tisch zu sitzen.

Selten machte mir eine Stadt solchen Eindruck von riesiger Ausdehnung wie Glasgow. Vom Hafen weg führe ich am Morgen »For ever« durch Strassen, die sich endlos dehnen: Strassen mit einem Grossstadtverkehr, der auch in London nicht überboten wird. Zweistöckige Trams und Omnibusse schwanken wie betrunkene Riesen inmitten eines Stroms von Vehikeln aller Art, und die Luft ist geschwängert mit Auspuffgasen und Ölgestank. »For ever« schrickt oft zusammen, wenn ein besonders lärmendes Ungetüm uns überholt, und mehrmals setzt sie zum nicht geringen Schrecken der sich stauenden Fussgänger Massen aufs Trottoir, und ich bin herzlich froh, wie der Verkehr nach halbstündigem Marsch etwas an Dichte verliert und wir hinausgelangen zu den weiten Kasernen des schottischen Regiments der »Royal Seaforth Highlanders«, wo vor dem Tore eine Doppelwache in ihrer malerischen Röckchenuniform patrouilliert. Wiederum kommt »For ever« in eine weite Boxe, und einer dieser malerischen schottischen Soldaten wird ihr zugeteilt als Ordonnanz. Mich führt der Adjutant des I. Bataillons in die Offiziersmesse und bald zur Tafel. Vier schottische Infanterieregimenter gibt's, die alle ihre alte, traditionelle Uniform tragen: riesige schwarze Fellmützen, rote Waffenröcke mit weissen oder goldenen Aufschlägen und Abzeichen, weisse Patronentaschen, das karierte Schottenröckchen mit der umgebundenen Tasche aus Ziegen- und Pferdehaar, halbhohe weisse Strümpfe oder Gamaschen. Dies ist die Paradeuniform für Wachaufzug und Feierlichkeiten. Die Ausgangsuniform ist schon einfacher: karierte, enge Hose, roter Waffenrock, karierte Schottenmütze, keck schräg über die Stirn gezogen. Und als dritte Montur

das Khaki für den Felddienst, nüchtern und aller Romantik bar, wie der moderne Krieg, der die Menschen in Höhlen und Erdlöcher weist.

Die Briten sind nur Mussmilitärs; d. h. sie unterhalten ein Heer nur, weil bittere Notwendigkeit dies gebietet. Noch in diesem kritischen September kann in Friedenszeiten kein Staatsbürger zum Militärdienst im britischen Imperium gezwungen werden. Deshalb wirbt der König und Kaiser und Herrscher über 450 Millionen Menschen um seine Soldaten wie ein guter Kaufmann um seine Kunden. Riesige Plakate zeigen recht verlockende Bilder mit prächtigen Uniformen und werben Rekruten, denen der Dienst als angenehme Existenz und sicheres Sprungbrett für spätere Zivil Versorgung dargestellt wird. Wenn ein schiefäugiger General im Fernen Osten kürzlich vom englischen Soldaten sagte, dass er »alle Tage sein Bad haben müsse und stets gut rasiert einhergehe«, so hat dies seine Richtigkeit. Wollte diese Bemerkung jedoch dartun, der britische Soldat taue nichts, so beweist die Geschichte Blatt für Blatt seit tausend Jahren das Gegenteil. Man kann dem britischen Löwen ordentlich lange auf dem Schweif herumtrampeln, bevor er knurrt. Wir wissen dies aus unserer Zeit. Doch wenn er sich erhebt, ist er ein tödlicher Gegner. Ob die inzwischen eingeführte beschränkte allgemeine Wehrpflicht eine dauernde Einrichtung bleiben wird, ist schwer vorauszusagen.

In Glasgow befindet sich eben die grosse Ausstellung des britischen Imperiums. Alle Hotels sind voll besetzt, und der tägliche Zustrom der Besucher ebbt nicht ab. Alle Dominions haben ihre Pavillons und die britischen Stammländer ganze Dörfchen, und die Produkte von Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft der halben Welt werden gezeigt. Die Königin-Mutter, Queen Mary, weilt eben zu kurzem Besuch in der schottischen Handelszentrale, und wie beliebt das Königshaus gerade beim ärmern Volk ist, mag man daran erkennen, dass die Arbeiter mit Kind und Kegel stundenlang anstehen, um einen Blick auf die alte Königin zu werfen.

Einen Tag mache ich Rast. Dann trabt »For ever« über lichte Höhen nordwärts, dem schottischen Hochland zu. Sport und Spiel sind des Briten Lebensbedürfnis, wie Brot und Wasser. Fussballplätze und riesige Golfplätze mit grossen Klubhäusern passieren wir und halten uns, wenn möglich, an schmale Seitenstrassen, denn auf der »main road« pendelt ein immenser Autoverkehr. Zehntausende von Autos rollen aus dem Weekend im Hochland zurück in die Städte der Industriezentren — ein ununterbrochener Wagenzug. Viele hundert Wagen haben Wohnwagen angehängt, Weekendhäuschen aller Grössen. Jeder Autofahrer kann seinem Wagen anhängen, was ihm beliebt; er ist selbst verantwortlich und muss schauen, dass er durchkommt. England ist auch in dieser Beziehung das Land individueller Freiheit, und keine Strassenpolizei hat sich da einzumischen. Die Sorge, diese Weekendhäuschen auf Rädern würden die ansässige Hotelindustrie und das Gastgewerbe ruinieren, war grundlos. Alle Gasthöfe sind über das Wochenende voll besetzt, und die Campingreisenden fänden gar keine Unterkunft. Sie stellen wohl nur einen zusätzlichen Reiseverkehr dar, den das Automobil gebracht hat.

Wie »For ever« mit den schottischen Hochlandern Bekanntschaft macht
und der filzige Bauer von Ben More die Halme abzählt.

25 Meilen lang zieht sich »Loch Lomond« der See von Lomond, durch eine Berglandschaft, die an unsere Voralpen, im obern Teil an das Gotthardgebiet gemahnt. Obgleich die höchsten Bergrücken nicht über 1000 m emporragen, bieten sie doch dem Wanderer den Anblick einer Schweizer Hochalpenlandschaft. Nur die Talsohlen sind bewaldet, und nur bis zu 200 m klettern diese Waldungen am Hang empor. Dann folgt spärliche, buschlose Weide, und oft sind die Bergseiten fast kahl, mit viel Felsblöcken und Geröll durchsetzt, etwa wie das langgezogene Mätteli, durch das sich die Gotthardstrasse empor zum Hospiz zieht. Vereinzelte Schafe zupfen das spärliche Berggras, und ein einsamer Raubvogel zieht seine Kreise. Es ist ein herrlicher Tag, und wäre die einzige Strasse nicht so spiegelglatt und hart und wälzte sich nicht ein ununterbrochener Wagenzug talwärts, müsste es ein besinnliches Wandern sein. Nur zwei Dörfchen liegen am See: richtige Fremdenorte, immer ein Grandhotel und jedes Haus eine Pension. Selten ein Parktor, das den Weg freigibt zu einem altersgrauen Schloss in verwildertem Park. Einmal ziehen wir wohl zwei Stunden der gleichen Parkmauer entlang, und dieser alte Park ist eigentlich nichts als ein struppiger Wald. Stürme früherer Jahre haben viele riesige Bäume entwurzelt, und niemand scheint sich um das Holz zu kümmern. Die Baumriesen haben im Fallen mit der Wurzel gewaltige Erdklumpen ausgehoben und liegen kreuz und quer als abgestorbene Riesen im Unterholz. Nur noch das Efeu, das ihren Stamm umrankt, lebt weiter und treibt neue Blätter und Blüten.

Gegen Abend schlägt das Wetter um, und bald beginnt ein feiner Regen, der unmerklich durch den Mantel dringt. Ganz durchnässt erreichen wir das Dörfchen Tarbet. Ein einziges Grandhotel, in jedem kleinen Haus ein Absteigequartier. Doch nur im Hotel ist ein Stall zu finden. Ich kann nun nicht wohl »For ever« ins Grandhotel schicken und mich selbst in einer der kleinen Pensionen einlogieren. So beisse ich in den sauren Apfel und bin herzlich froh, dass der Portier Heu auftreiben kann und sogar etwas Hafer, mit Kleie durchsetzt. Am folgenden Morgen habe ich die Bescherung in Gestalt einer Rechnung, die gerade 2 Schilling weniger als 2 Pfund beträgt. Man tut am besten, solche Rechnungen zu bezahlen, ohne mit der Wimper zu zucken; doch nehme ich mir vor, inskünftig stets vorher nach dem Preis zu fragen.

Eine Regen-Wetterperiode scheint einzusetzen; denn immer noch giesst es, und der Bergfluss bringt bald hohes Wasser und führt Holz und Geröll mit. In vielen Windungen steigt die Strasse an, und bald bleibt der Wald ganz zurück, und wir kommen in die Weideregionen. Lange geht's in gleichmässiger Höhe über den Bergrücken, und viele Meilen weit liegen die Siedlungen hier auseinander. Mittags sind wir in Ben More, das nur aus zwei Bauernhäuschen besteht. Beim einen halte ich Einkehr, und ich frage den Bauer nach einem Stall. Wir sollen nun innwerden,

wie unterschiedlich die Gastfreundschaft in Irland und in Schottland ist; denn der Bauer gibt recht mürrisch Bescheid, und wie ich Heu fordere, macht er ein langes Gesicht. Ich sage ihm, er könne einen rechten Preis verlangen — da erst geht er zur Scheune und bringt ein so schmales Bündel, als hätte er jeden einzelnen Halm abgezählt. Ich erkläre ihm, dass dies bei weitem nicht genüge — fünfmal mehr sei nicht zuviel. Wie ich nach Milch frage, nötigt er mich nicht in die Stube, wie dies jeder irische Bauer von selbst tut, sondern bringt ein Glas heraus in den Regen. Man soll nun nicht verallgemeinern. Aber im Grunde liegt immer ein Körnchen Wahrheit im Volkswitz.

Selbst im Schloss wirst du eine feine Nuance wahrnehmen zwischen spontaner irischer Gastfreundschaft und der etwas sauersüssen schottischen Gastlichkeit. Der irische Schlossherr wird dich bitten, doch einige Tage zu bleiben, das Pferd benötige Rast; er freue sich, Besuch zu haben. Des schottischen Schlossherrn Begrüssung, auf einen kurzen Nenner gebracht, lautet ungefähr: "How do you do? Welcome! Und wann werden Sie morgen reisen?" Nun, man muss das nicht zu tragisch nehmen. Es ist schliesslich auch in Schottland ein längst verstaubtes Gewohnheitsrecht der fahrenden Ritter ans Schlossportal zu pochen.

Abseits der grossen Autostrasse ist das schottische Hochland unwegsam, wie zu Maria Stuarts Zeiten. Einmal will ich abkürzen, nehme einen Fussweg über die Weiden am jenseitigen Talhang; bald verliert sich dieser Pfad in struppigem Unterholz — wir klettern über Stock und Stein und Felsplatten, machen Rutschpartien über verregnete Halden, und »For ever« schnaubt, wenn es durch einen Wildbach geht. So sind wir wohl zwei Meilen geklettert und brauchten dafür mehr Zeit als sonst für fünf, gelangen an ein tiefeingeschnittenes Tobel, über das nur ein wackeliger, morscher Steg führt. Unmöglich, mit einem schweren Hunter zu passieren. So suchen wir lange dem Tobel nach hinauf und hinab nach einer Furt — umsonst. Es bleibt nichts als der Weg zurück, und wir haben zwei Stunden Mühe gehabt für nichts.

Wie wir durch das Land der Mythen und Sagen ziehen
und hinabsteigen nach dem lichten Edinburgh.

Der schmale Strang der Autostrasse, das ist die Pulsader der Zivilisation und der neuen Zeit in Schottlands Bergen und Wäldern. Beidseits ist es noch »le pays sauvage« des Dichters Ronsard. Es gibt da kleine Bergseen, auf keiner Karte verzeichnet, und in ihrer Mitte ragt aus Gestrüpp und Dickicht das düstere Mauerwerk einer verfallenen Adelsburg. Man mag sich wundern, wovon dieser schottische Uradel in alter Zeit lebte; denn spärliche Weide und buschreicher Wald bieten einem Volk von Hirten und Kleinbauern heute noch ein dürftiges Fortkommen, liegt der kleine Berghof nicht an einer dieser modernen Strassen des Verkehrs. Wie in alter Zeit die mächtigen Familiensippschaften der Clans die Politik des schottischen Königreiches beherrschten, so führen sie noch heute das gesellschaftliche Leben. Jeder Clan hat seine besondere Tracht, eine besondere Farbe und Karierung des Schottenröckchens, und

recht sonderbar mutet es an, erstmals im schottischen Schloss vom Herrn des Hauses und seinen Söhnen begrüsst zu werden: obenaus moderner Smoking, untenaus das Schottenröckchen und die weissen oder farbig karierten Strümpfe mit Schnallenschuhen, dazu die unvermeidliche Tasche mit den Büschen aus Ziegen- und Pferdehaar.

Wir ziehen hinauf zum See von Tay und dann über Gebirgspfade zum See von Tarn — wiederum eine Gebirgslandschaft, die an unsere Alpen gemahnt; nur fehlen die schneebedeckten Viertausender. Eine harte, moderne Autostrasse senkt sich zu Tal nach dem Städtchen Callander. An den Hängen weiden zottige Schafe, und sie wechseln oft über den Strang des modernen Verkehrs und bringen die 70-Meilen-Fresser zur Verzweiflung, wenn sie trotz Horn und Hupe immer schön gradaus trippeln und die Fahrt nicht freigegeben.

Es ist wieder einmal Wochenende, und die Städter streben den Bergen zu. Das Weekend spielt im Leben der Briten eine hochwichtige Rolle. Vom Donnerstagabend an haben sie ihr Weekend im Kopf, und man mag sich wundern, dass ihr Wohlstand daran nicht in Trümmer geht. Bringst du am Freitag morgen einen Film zum Entwickeln mit dem Wunsche, ihn vor der morgigen Weiterreise zurück zu haben, wirst du sicher auf verwunderte Absage stossen: jetzt beginne doch das Weekend; der Photograph, der sich damit beschäftigt, rüste eben seinen Side-Car — vor Dienstag abend ganz unmöglich! Dieses britische Weekend wurde, wie wir alle wissen, von den Diktatoren unserer Zeit trefflich genutzt, und es ging sehr lange, bis die Herren von St. James merkten, dass man mal eben auf sein Weekend verzichten muss, soll nicht in kurzen 48 Stunden die politische Karte einige unliebsame Korrekturen erfahren.

Wenn man von Schottland spricht, denkt man an alte Zeiten und an seine schöne, unglückliche Königin Maria Stuart. So lenkt wohl der Wanderer, den sein Weg nach Callander führt, seine Schritte südwärts, wo zwischen waldreichen Bergen der See von Mentheith sich bettet. Kein Steg führt hinüber zum düstern Kloster Inchmahome auf der schilfumstandenen kleinen Insel im westlichen Teil des kleinen Sees. 391 Jahre sind es her, genau auf diesen Tag. Es ist der 11. September 1547. 10'000 katholische Schotten liegen erschlagen auf der Walstatt von Pinkie Cleugh, und noch spät in der Nacht bringt ein Reiter auf schweissbedecktem Ross die schreckliche Kunde nach Holyrood-Castle. Sengend und brennend rücken die Söldner des Regenten Somerset heran, und ihr Führer hat den Befehl in seiner Satteltasche, »Edinburgh zu verbrennen und das Nest von Holyrood und Leith und alle Städte und Dörfer und die Schotten mit Weib und Kind auszurotten«.

Ein Reitertrupp hält am Ufer des kleinen Sees, und einer hat vor sich auf seinem Ross ein blondlockiges Kind von fünf Jahren, und dieses Kind war seit seinem sechsten Tage Königin von Schottland und damit eine wichtige Schachfigur der grossen Politik jener Zeit. Der Führer der kleinen Kavalkade ruft lange hinüber nach der einsamen Insel, und endlich löst sich drüben ein Kahn, und bärtige Mönche rudern über die stillen Wasser, das Königskind in ihre schirmenden Mauern zu führen, um es den Ansprüchen des ketzerischen England zu entziehen

und für die glänzende Krone des katholischen Frankreich zu bewahren. So wird denn das Leben dieses blonden Königskindes wie ein leuchtendes Gestirn aufsteigen; es wird ein kurzes Jahr Königin sein des mächtigsten Landes und vier Kronen in seinem Wappen führen als »Regina franciae, scotiae, angliae et hiberniae«. Nur ein guter Tagesritt ist es von hier hinüber ins Land Kinross, an jenen andern See mit einem einsamen Schloss auf schilfbewachsener Insel, den See von Loch Leven mit Castle Leven, wo sein Königtum in einer Gefangenschaft ein Ende findet, die neunzehn bittere Jahre dauerte und auf dem Block des Schafotts endet in der weiten Halle des Schlosses von Fotheringhay.

Bei Dunblane linker Hand ein grosser Hof mit riesigen Strohtristen und längs der Strasse saftige Weiden, von mächtigen Buchen beschattet. Ich nehme »For ever« Sattel und Saumzeug weg und lasse sie weiden. Sie wälzt sich erst einige Male am Boden, und dies ist stets ein gutes Zeichen. Ich will mich eben zur Mittagsrast bereitmachen, wie eine Bäuerin erscheint. Sie lädt mich in die Küche und setzt mir Milch vor und Gebäck und dann in einem riesigen Napf Rahm — eigentlich eine gutbernische Nidle. Dann setzt sie sich zu mir an den Tisch und erzählt: Sie seien hier Pächtersleute, und das Gut gehöre einer reichen Bulgarin. Für heute habe man König Boris und die Königin erwartet; aber nun kämen die Majestäten erst morgen her, und man habe die Nidle schon bereit gehabt für die hohen Gäste, aber bis morgen würde sie sauer werden, und ich solle ja recht tief in die Schüssel langen. Das hätte ich mir nun wirklich nie träumen lassen, dass ich dem König Boris die Nidle vorwegessen würde! Heute noch besteht in Britannien das alte Landrecht der Lords. Es erklärt den kontinuierlichen Reichtum des englischen Adels. Der gewöhnliche Kauf von Gütern oder Hausbesitz erstreckt sich auf 99 Jahre. Dann geht das Besitztum an den Lord zurück mit allen durch die Zeitkäufer seither erstellten Bauten, ohne irgendwelche Schadloshaltung. Ja, noch mehr: der letzte Besitzer hat zu Ende des 99. Jahres die Liegenschaft in tadellos restauriertem Zustand zu übergeben. Dies bewirkt, dass Baulichkeiten mit nur noch 20 oder gar nur noch 10 Jahren Laufzeit für den Besitzer völlig entwertet sind; denn niemand wird sich finden, sie zu erwerben mit dem Risiko, bei Vertragsablauf ihre vollständige Herstellung auf sich nehmen zu müssen. Es gibt alte Familien, denen alljährlich in London, in Birmingham, in Liverpool ganze Strassenzüge mit Geschäftshäusern und Hotels und vielen tausend Wohnungen als rückkehrender Besitz zufallen, dazu viele Güter in England und Schottland und Wales. Seit dem grossen Kriege allerdings fällt oft ein Wermutstropfen in den Freudenbecher: der Staat nimmt seinen Anteil in Form hoher Steuern. Wenn wir aber bedenken, dass der englische Adel neben diesem immer wiederkehrenden Grundbesitz im Mutterland seine Beteiligungen hat in den Kolonien des Imperiums, in Kupfer-, Gold- und Silberminen, in riesigen Plantagen, in Schifffahrt und Weltverkehr, dann hat man wohl den Schlüssel für einen unerschöpflichen Reichtum, der die Schlösser mit vielen hundert Zimmern und die wundervollen Parks und die viele Dienerschaft und die vollen Marstallungen zu halten und zu unterhalten ermöglicht. Das alte Landgesetz hat eine lapidare Grundregel für Käufer in Gebrauch gesetzt: Keiner soll ein Grundstück erwerben,

dessen abgelaufene Jahreszahl sein eigenes Alter übertrifft. Also: ein 20-jähriger soll ein Besitztum nur kaufen, wenn es noch mindestens 79 Jahre Laufzeit hat, ein 40-jähriger eines mit mindestens 59jähriger Laufzeit. Dann kann er damit rechnen, dass wenigstens noch seine direkten Nachkommen im ungeschmälernten Besitz bleiben. Meistens allerdings wird das Grundstück vom »Besitzer« einfach auf eine neue Laufzeit von 99 Jahren erworben. Wer vorsichtig rechnet, wird alle Jahre einen kleinen Kaufschilling beiseitelegen — dann ist die Sache weniger schlimm, als sie aussieht. Es besteht dann nur noch das Risiko des Ueberangebots eines Mitbewerbers. Eine gute Seite allerdings scheint auch für den Zeitbesitzer diese altenglische Ordnung zu haben: Die Liegenschaften sind, nach unsern Verhältnissen gerechnet, zu bescheidenem Preise zu haben. Es interessiert mich, von Bauleuten die Preise zu erfahren, die für Einfamilienhäuser angelegt werden müssen. Für 800 oder gar für 1000 Pfund ist ein schönes Eigenheim zu sechs bis acht Zimmern zu haben, mit einem hübschen Ziergarten und der unvermeidlichen Garage. Wie ist nun dies möglich? Auch hier spielt eine englische Besonderheit mit. Die englischen Häuser haben keinen Keller. Die Fundamente werden wenig tief in den Boden gestellt, dazwischen ein ventilierter Luftraum und gleich der Parterrebau. Nur die alten Herrschaftshäuser haben ihren Weinkeller. Der Durchschnittsengländer benötigt ihn nicht: Vorräte zur Einkellerung kennt er nicht. Selten wird Zentralheizung eingerichtet, doch in jedem Zimmer ein Kaminfeuer eingebaut. Das ausgeglichene Klima der britischen Inseln gestattet dies.

Im konservativen England gibt es noch manchen absonderlichen Zopf. So ist noch ein uraltes Gesetz in Kraft, dass demjenigen, der sich ungestört ein Jahr lang auf einem Grundstück niederzulassen vermag, ohne vom rechtmässigen Eigentümer weggewiesen zu werden, dieses Grundstück zu Eigentum verfällt. Es gehört daher mit zum Pflichtenkreis manches Gutsverwalters droben in den weltabgeschiedenen Wäldern von Inverness, das ganze Besitztum mindestens einmal im Jahre abzusuchen.

Steil ragt der Felsen empor von Stirling, der das stolze Schloss der schottischen Könige trägt. Es geht durch viele Tore, und von den Bastionen und zackigen Zinnen geniesst man herrlichen Fernblick in die Länder von Stirling und Perth und Clackmannan. Das Schloss dient heute einem Bataillon schottischer Infanterie als Garnison. Noch stehen vollzählig die schweren Feldschlangen mit ihren prächtig verzierten Rohren und bei jeder Lafette ein kunstvoll errichteter Haufe von Steinkugeln. Kaum vermöchten die mächtigen Brummer ihre Ladung über die Altstadt hinaus zu senden, jedenfalls nicht über diese neue Stadt, die mit ihren Vorsiedlungen weit hinausgreift in das flache Land. Zwischen den düstern, altersgrauen Bastionen ein lieblicher Garten mit Baum und Busch und vielen Blumen und einem lichten Rasenplatz: der Douglas-Garten. Man sollte ihn zuletzt sehen, um diesen lieblichen Anblick mitzunehmen, und nicht die Erinnerung an die düstern Kerker, in die wir niedersteigen, viele Klafter tief, wo weder Sonne noch Mond hinscheint und die Verzweiflung längst verklungener Zeiten herzbewegende Klage in die Mauern kritzte. Man atmet auf, wie man wieder hinaufkommt an das Licht der Sonne, und möchte einen Moment versucht sein,

schmeichelhafte Vergleiche zu ziehen mit unserem humaneren Zeitalter, das diese finsternen Kerker nicht mehr benützt, um den politischen Widersacher lebendig zu begraben. Doch haben wir wirklich Grund zu solcher Ueberheblichkeit?

Edinburgh, die schottische Hauptstadt, ist eine Stadt von seltener Lieblichkeit. Auch hier die Königsburg auf stolzem Felsen, von dem die Altstadt eine Meile Weges nach Castle Holyrood führt, dem prunkvollen Palast inmitten eines prächtigen, alten Parkes. Zwischen dem Burgfelsen und der neuen Stadt ist ein liebliches Tal, als Promenade zu einem lichten Garten gestaltet. So hat man, wenn man durch die Princess Street wandelt, liebliche Blumenpracht und alte Bäume auf grünem Rasen, der sich niedersenkt zum Tal und jenseits emporklettert an den buschreichen Felsen zum stolzen Königsschloss. Auch dieses Schloss ist heute Garnison. Steil führt der Weg durch die Altstadtgasse hinauf an diesem Sonntagmorgen. Vor einer der Kirchen staut sich eine gewaltige Menge. Queen Mary, die Königin-Mutter, weilt in der Kirche, und geduldig warten die Edinburgher, ihr beim Verlassen des Gotteshauses ihre Sympathien zu bezeigen. Auf dem weiten Schlossplatz vor der ehemaligen Zugbrücke zum Tor mit den zwei Rittergestalten als eherne und zwei schottischen Röckchensoldaten als lebende Wache stehen viele Denkmäler, und auf jedem sind viele hundert Namen von Soldaten, die in irgendeinem Weltteil für das britische Imperium stritten und starben: "To the memory of officers, non-commissioned officers and men of his Majesty's Regiment..." Auch der Kriegeruhm ist sehr relativ; denn wer möchte sich all dieser Denkmäler erinnern im grossen britischen Königreich und wer gar all dieser Namen, die man kaum liest: dass in Afghanistan im Jahre 1878 der Leutnant John Armstrong und der »Private« Cracknell oder Geo Walker mit dreihundert andern vom Black Watch Regiment ruhmbeholden ihr junges Leben aushauchten!

Es braucht schon besondere Taten zu besonderem Ruhm, der sich aus dieser Masse von Heldentum emporhebt, wie der Gedenkstein des Ensign Ewart, der in der Schlacht bei Waterloo die Kaiserstandarte des grossen Napoleon wegnahm und dafür nicht einmal den Blutzoll bezahlte, sondern noch jahrzehntelang seine Pension verzehrte im schönen Edinburgh und geehrt und geachtet war und mit viel Pomp zu Grabe getragen wurde und heute seinen besondern, riesigen Stein hat vor dem alten Schloss.

»For ever« kann Quartier beziehen beim 7. britischen Gardedragoneregiment, 3½ Meilen ausserhalb der Stadt. Seit zwei Wochen ist das gar kein Dragoneregiment mehr, sondern ein Tankregiment. Es wurde »mechanisiert« — sehr zum Bedauern der stolzen Gardedragonier, die nun mit viel Ingrimme ihre Raupenelefanten und Motorräder ölen, wie ich mit »For ever« anrücke. In den weiten Stallungen stehen nur noch 30 Pferde, die man den Offizieren belassen hat — einzige Erinnerung an eine stolze Tradition, die in der Attacke bei Waterloo ihren höchsten Glanz erhielt. Dass die Dragoner noch die Sporen tragen, um mit einem Motorrad über die Allmend zu rattern, ist sicher unnötig, aber eine Konzession an diese alte Tradition, wie die Belassung der Pferde für die Offiziere. Das Regiment wird übrigens versetzt; die vielen

Stallungen sollen die Pferde der »Royal Scots Greys« aufnehmen, jenes berühmten schottischen Reiterregiments, das nur Schimmel hat. Aber eben an diesem Tage kommt Bericht, das Regiment komme vorläufig nicht, es werde am gleichen Abend mit Mann und Ross nach dem unruhigen Palästina verladen. Ein Soldat Sr. britischen Majestät weiss am Abend, wenn er sich auf seine Pritsche legt, nie, ob er nicht schon am frühen Morgen auf ein Schiff verfrachtet wird, um in irgendeinem Winkel dieser pulvergeschwängerten Welt Ordnung zu machen.

Wie »For ever« über ein grausiges Schlachtfeld zieht
und wir zum Heiratsschmied von Gretna Green kommen.

Wir sitzen am Kaminfeuer, und aus dem Lautsprecher hören wir die Rede des deutschen Reichskanzlers aus Nürnberg. Ich muss besonders kräftig applaudierte Stellen den Offizieren übersetzen; doch nichts verrät in ihren Mienen den Eindruck, den diese Kraftstellen in diesen stoischen Gemütern hervorrufen. Hier und da klopft einer seine Pfeife aus am Rande des Kohlenbeckens und stopft sie neu, wenn das taktmässig geübte »Sieg Heil! Sieg Heil!« durch den Raum hallt. Wie dann das Deutschlandlied angestimmt wird, dreht ein alter Bataillonskommandant auf Aberdeen um, das schottische Tanzmusik sendet, saugt bedächtig an seiner Pfeife und sagt gleichmütig: »Wenn wir morgen einen Krieg haben, so gehen wir. Aber ich sage euch: wir werden keinen Krieg haben. Mr. Chamberlain wird das schon richten.«

Und zwei Tage später fliegt Mr. Chamberlain nach Berchtesgaden.

Gute Gastfreundschaft trifft man noch bei den Bauern des schottischen Tieflandes. Von Edinburgh weg führt der Weg durch ein reiches Bauernland. Der Regimentsschmied hat »For ever« einen neuen Beschlag gemacht, meine Stiefel sind ebenfalls kuriert — so lässt sich ein gutes Stück Weg vornehmen. Hier trifft man wieder Pferdezucht. Ein schweres Ackerpferd wird hier gezogen, das »Clydesdale«-Pferd, das wohl belgischen Einschlag hat. Meist sind es braune Pferde mit weissen Füßen und grossen Blässen über Stirn, Nase und Nüstern. So bietet es auch nie Schwierigkeiten, einen Stall zu finden; denn zu dieser Jahreszeit sind die Mutterstuten mit ihren Fohlen noch auf der Weide bei Tag und Nacht, Sonnenschein und Regen. Der Bauer von Kirkued lädt mich zu Gaste, und man würde es diesem Bauernhof gar nicht ansehen, wie modern eingerichtet das Wohnhaus inwendig ist. Es gibt da sogar ein Besuchszimmer mit Bad. Wir plaudern bis spät in die Nacht am Kohlenfeuer; denn der Bauer hat seine Knechte ausgesandt, einige Nachbarn herbeizuholen: es sei ein »Swissman« da, der schon in der Tschechoslowakei gewesen sei. Nun möchten sie alles mögliche von mir wissen, und ich weiss doch von den politischen Tagesneuigkeiten schliesslich nicht mehr als sie auch. Früh bin ich am nächsten Morgen im Stall; denn wiederum haben wir eine Gebirgswanderung vor. Allmählich nur steigt die Strasse an und führt hinauf zum Hügelkamm, der drei

Grafschaften trennt: Peebles, Lanark und Dumfries. Wiederum geht es viele Stunden weit durch eine arme Gebirgsgegend, deren Verlassenheit trostlos wirkt, weil auch Baum und Busch zurückbleiben und nichts sich über die Halden und Hügel breitet als spärliche Weide, durchsetzt mit Fels und Geröllhalden. Von der Passhöhe, die viel unbedeutender ist, als sie scheint — zählt sie doch nur 900 m ü. M. —, schweift der Blick über eine Berglandschaft, wie sie zu Anbeginn der Welt sein mochte: einsam und verlassen und still. Ein langer Marsch von 10 Meilen führt hinab ins Tal zur kleinen Stadt Moffat und von da bald auf die grosse Durchgangsstrasse Liverpool—Glasgow, die das Gebirge in einem Seitental umfährt. Wiederum reihen wir uns ein in einen endlosen Zug des modernen Verkehrs. Zehntausende von Wagen kreuzen und überholen uns, und »For ever« beginnt neuerdings mit ihren Seitensprüngen und Kehrwendungen, wenn ein besonders bedrohliches Ungetüm von Lastwagen naht. Diese Strasse ist das Schlachtfeld der kleinen Tiere von Wald und Feld. Zu Hunderten werden von den Meilenfressern niedliche, kleine Hasen überfahren; denn wie sollen diese Häschen wissen, dass die paar kurzen Sprünge über den dunklen Weg hinüber zum andern Klee den fast sichern Tod bedeuten! Doch nicht die Hasen allein, auch Igel, Feldmäuse, Ratten, Vögel, selten eine Katze liegen zermalmt auf unserm Weg. Bis zum Abend sind ihre Körper verschwunden, von zehntausend Autoreifen in Atome zerrieben und fortgetragen.

Durchs niedliche Schottenstädtchen Lockerbie und wieder auf dem Strang des modernen Verkehrs bis Gretna Green, dem letzten schottischen Dorf. Riesige Plakate verkünden, dass hier der sagemuwobene »blacksmith« über einem dreihundert Jahre alten Amboss die Hochzeitspaare zusammenschmiedet. So will auch ich nicht verfehlen, mir diese Heiratsschmiede anzusehen, nachdem »For ever« in einer grossen Farm untergebracht ist. Schon die Plakate verraten den geschäftstüchtigen Mann. Er kommt mir im Schottenröckchen entgegen und zeigt mir seine Geheimnisse und Herrlichkeiten. Seit dem 18. Jahrhundert wird hier in dieser alten Schmiede kaum mehr gehämmert, dafür am laufenden Band geheiratet. Ein altes Privilegium gibt dem Schmied von Gretna Green das Recht, wie ein Priester die Paare zusammenzugeben. Er nennt sich auch »Schmiedpriester«, und diese Art zu schmieden muss einträglicher sein, als Hufeisen zu formen. Anderthalb Pfund für jede Trauung, und in zehn Minuten ist die feierliche Zeremonie zu Ende! Um die alte Schmiede mit ihrem Amboss und zwei alten Pflügen ist ein Park entstanden und ein Hotel — 14 Zimmer für neuvermählte Paare, Gesellschaftsräume, Tennisplatz; denn alles dies bringt wiederum Geld. Manch illustres Paar wurde hier zusammengegeben: ein Prinz von Bourbon, ein Graf Sforza, viele Lords führten eine bürgerliche Liebe an diesen Amboss, der Familie zum Trotz, und die späteren Zeugnisse sind verewigt, dass ihre Wahl »very happy« war. Das Prunkstück im Hause ist das Brautgemach: ein grosses Himmelbett in schön getäfertem Raum. Das gleiche Paar darf das Gemach nur in der Brautnacht benutzen, und seit 1792 soll es nicht manche Nacht leer gestanden haben! Dieses Brautgemach müsste meines Erachtens mit mehr Recht in die Geschichte eingehen als manch berühmtes Schlachtfeld.

Wie wir durch Cumberland ziehen und durch die Hochmoore von Westmoreland
und die Mordnacht von Shap Mountain erleben.

Ein Tag in Carlisle, der ersten englischen Landstadt an unserm Weg — ein Retablierungstag. Wir dürfen auch einmal kurz dem geneigten Leser schildern, welche nicht geringen Mühen mit solcher Reise zu Pferd verbunden sind; denn wie mancher möchte glauben, sie sei lauter Honiglecken! Alle drei Tage etwa finde ich meine zwei Kofferchen wieder, in grossen Städten nicht ohne viel Mühe, was noch zu schildern sein wird. Zwischenhinein habe ich nur, was ich auf dem Pferd mitnehmen kann, und dies ist nicht allzuviel: zwei Satteltaschen — die eine enthält die Pferdeausrüstung, Putzzeug, Veterinär-Miniaturapotheke, Bandhalfter, Ersatzstollen; die andere etwas Leibwäsche und eine Notration Hafer —; hinten aufgeschnallt der feldgraue Mantel. Das ist alles. Regnet es — was auf diesen britischen Inseln nur zu oft der Fall ist — den ganzen Tag, gibt es abends keine Möglichkeit zum Kleiderwechseln, dafür in jedem Haus ein gutes Kaminfeuer, an das man sich setzen kann, um seine Sachen zu trocknen.

Jede englische Stadt hat ihre Sehenswürdigkeiten: eine alte Kathedrale, Denkmäler, ein kleines Museum, ein Schloss; denn wenn auch das britische Imperium mehr Kriege führte als jede andere Macht, so doch seit Jahrhunderten keinen im eigenen Land. Von Carlisle weg geht's wieder auf harter Autostrasse, und keine Möglichkeit besteht, seitab zu traben. Ein riesiger Autoverkehr, wahre Ungetüme von Lastwagenzügen, die zwischen Liverpool und dem Norden hin und her fahren, machen einen solchen Ritt sehr ungemütlich. Es ist weniger gefährlich, durch die Karpathen oder über den Balkan zu reiten, trotz Wolf und Bär, als auf einer englischen »main road«. Diese Herren vom Volant haben ein Tempo, das Grausen erregt. Ist man mit dem Pferd gerade in einer Kurve und hört von hinten das Heranrasen eines dieser Meilenfresser und sieht vor sich ein Ungetüm von Lastwagen um die Ecke schleudern, dann gebe man ja dem Nachkommenden den Weg nicht frei — er wird sonst haarscharf am Bügel kreuzen. Im Gegenteil: Kruppe herein und den halben Weg versperrt — das ist das Sicherste, und am Knirschen der Bremsen hört man die Distanz und kann immer noch im letzten Moment durch eine Schenkelhilfe den Hunter auf die Seite bringen, wenn der Bremsweg für den englischen Gentleman zu kurz ist. Man braucht dann gar nicht höflich zu sein. In gutem Berndeutsch darf man so einem eiligen »carman« die saftigsten Schimpfwörter sagen; er wird das nicht übelnehmen, weil er es ohnehin nicht versteht. Einmal steigt einer aus, dem ich sehr spontan »Luscheib« nachrief, und fragt sehr höflich, ob ich etwas wünsche. Ich wiederhole das schöne Wort, das so prächtige Sympathie zum Ausdruck bringt, und füge ihm noch freigebig einen »verdammten Sauaffen« hinzu — es geht dies aufs Konto wirklich erlebten Schreckens —, und der Gentleman fragt, was dies für eine Sprache sei. »Hungarian«, versichere ich ihm, und er ist hocherfreut: "Ah, Hungary must be a very nice country!" Mein ganzer Zorn ist wie weggeblasen, und ich muss lächelnd gestehen: "It is, it is!" Nur die Zigarette mag ich nicht, die

mir der höfliche Autler anbietet, nachdem er mich und meinen Hunter beinahe zuschanden gefahren: "No, thank you, I won't smoke", worüber er höchst verwundert scheint und mit einem "good luck!" seine Karre besteigt.

Täglich werden auf den britischen Inseln 21 Menschen zu Tode und 40 zu Krüppeln gefahren. So meldet die exakte Statistik. Drei Meilen von Carlisle weg beginnen sich die Wagen zu stauen. Ich reite hier auf dem Trottoir und kann nebenbei vorrücken. Ganz vorne ist Polizei und die Strasse gesperrt. Ein scheusslich demolierter Wagen steht mitten in der Strasse — die linke Frontseite ist aufgerissen, ein Rad weg — und nebenan am Bord eine umgekippte, vor kurzen Minuten noch prächtige Limousine und nun ein hilfloses Wrack. Zwei Tote und drei Schwerverletzte hat man eben weggeschafft. Ich reite gleich zu und habe nur zu achten, dass sich »For ever« nicht Glassplitter eintritt. Die Konstabler mit ihren kurzen Dirigentenstöcken haben Mühe, die beidseitig aufgestauten Autokolonnen wieder in Gang zu bringen. Und nun ist vergnüglich, wie sich vom Unglücksplatz weg drei Meilen weit die Meilenfresser sanft gebärden. Der Schrecken sitzt ihnen im Gebein, und sie schleichen nur so davon — sogar die stolzesten Achtzylinder mit Livree am Volant. Nach drei Meilen aber weicht anscheinend der blasse Schreck, und der Druck auf den Gashebel wird stärker, und bald rasen sie wieder und sehen nicht den knöchernen Tod, der an jeder Kurve grinsend im Busch hockt, auf neue Beute wartend.

Folgt ein Kapitel Politik. Politik soll man auf solcher Reise nicht treiben, als neutraler Schweizer ohnedies nicht. Doch wir leben in so herrlichen Zeiten, dass man diesem Grundsatz nicht nachleben kann. Immer ist die erste Frage: »Werden wir Krieg haben?« Ich weiss es so wenig wie der Bauer aus Cumberland, wie der Lastwagenchauffeur, wie der Offizier, der Matrose, der stolze Lord, der mir diese Frage fast stereotyp gleicht stellt. Aber ich darf wohl einen Durchschnitt geben von der öffentlichen Meinung, wie sie hier herrscht. Ich will es mir versagen, eine eigene Ansicht vorzubringen, obgleich mich die politischen Ereignisse dieser Tage zutiefst berühren — habe ich doch letztes Jahr auf meinem Ritt durch die Tschechoslowakei in den Tschechen und Slowaken ein arbeitsames, nüchternes, braves und stolzes Volk kennengelernt, das heute übel verleumdet und von seinen Freunden schmählich im Stiche gelassen wird.

Der alte Schuhmacher zu Penrith, der neue Nägel in meine Stiefelabsätze hämmert: »Krieg? Gott bewahre uns! Wir wollen keinen Krieg! Was gehen uns die Tschechen an? Sollen doch diese Sudeten-Germans dem Hitler geben und froh sein, dass sie sie los sind!«

Der junge Bauer auf Shap-Mountain: »Uns geht's gut, wir haben rechte Preise für Milch und Fleisch und Korn. Wissen wir, wie es sein wird in einem Krieg? Wir wollen keinen Krieg. Unsere Herren in London sollen uns den Krieg vom Halse halten.«

Ein alter Offizier von Ypern und der Aisne: »Die Tschechoslowakei ist die allerletzte Gelegenheit, den Pangermanismus zu schlagen. Wenn Frankreich und England und Russland fest bleiben, wird man keinen Krieg haben. Die Freigebigkeit unseres Mr. Chamberlain auf anderer Leute Kosten ist faule Wechselreiterei. Aber Mr. Chamberlain ist ja Kaufmann und nicht Offizier. Er wird nun den Deutschen alle Jahre einen faulen Frieden abkaufen. Switzerland? Verlassen

Sie sich ja nicht auf uns. Die stolzen Tage Britanniens gehen zur Neige. Nur die wahrhaft Starken und Selbstbewussten werden diese Zeit überdauern. Dann wird Frankreich drankommen. Wer daran zweifelt und an gewisse Zusicherungen glaubt, darf um seine Naivität beneidet werden. Die Deutschen werden dann so stark sein, dass die Franzosen mit ihren Streiks und ihrer Zerfahrenheit nur noch ja und amen sagen werden. Und dann wird Herr Hitler Mr. Chamberlain nach Berchtesgaden kommandieren: ‚My dear Sir! Sie haben so viele Kolonien — Sie ersticken im Ueberfluss. Wir sind so arm und so hungrig. Teilen wir.‘ Und Mr. Chamberlain wird etwas davon abmarkten und sich vorkommen als ‚very good business-man‘. Also, dear friend, sagen Sie es zu Hause: das Pulver trocken halten und sich auf gar nichts verlassen, auf gar nichts. Und nun: good luck!«

Ein alter Lord: »Die Tschechoslowakei ist das schlechteste Feld, sich mit den Faschismen zu messen. Die heutigen Wirren sind nur die konsequent richtige Folge unserer bisherigen Politik, vor allem aber Frankreichs Politik. Warum hörten sie drüben nicht auf Foch, sondern auf den Vielredner Briand? Foch würde die Rheinlandbesetzung und die Aufrüstung verhindert haben. Nun bezahlen wir. Und welche Fehler machte gerade die Tschechoslowakei! Warum hat sie all die Jahre hindurch die Restauration der Habsburger mit wildem Hass verhindert? Wäre Kaiser Otto in Wien und trüge er dazu die Stephanskronen Ungarns, welcher gemütlicher Nachbar müsste das sein für die Tschechen im Vergleich zum heutigen! Uns bleibt nur eins: rüsten, rüsten!«

Ein Strassenbauingenieur: »Ich begreife nichts mehr! Unsere Luftwaffe allein ist so stark, durch ihre Drohung jeden Krieg zu verhindern. Ich sah im Süden eine einzige Fabrik mit 18 000 Arbeitern. Seit fünf Jahren arbeitet dieses Riesenwerk Tag und Nacht, in drei Schichten, werktags und sonntags. Sie stellen nur Bomber her, Bomber am laufenden Band. Unsere Luftwaffe ist so stark, dass sie den deutschen Himmel verdunkeln kann. Und dies ist nur eine Fabrik von vielen. Und mit dieser stärksten Luftwaffe der Welt lassen wir uns kujonieren!« Ob dieser patriotische Sohn Albions nicht etwas dick aufträgt, vermag ich nicht zu beurteilen.

Dies dürfte als Querschnitt genügen. Jeder kann sich seinen Kommentar dazu selbst machen. Die Wahrheit der Tatsachen dürfte auch hier in der Mitte liegen. Bleibt mir nur noch übrig, nicht zu den Tagesereignissen, sondern zur englischen Mentalität Stellung zu nehmen, wie sie dem Fremden erkennbar wird, der Tag für Tag mit allen Schichten des Volkes verkehrt. Napoleon nannte die Engländer Krämer — ein gehässiges Wort des grössten Gegners aller Zeiten. Die Engländer sind heute keine Krämer mehr; sie sind reich gewordene Kaufleute. Ihr Geschäft geht von selbst; sie haben mehr Arbeit mit der Verwaltung eines riesigen Vermögens. Sie haben ihre Landhäuser, ihre Automobile, ihre Yachten, ihren Golfplatz, ihr Tennis. Im Durchschnitt sind sie Privatiers, die nur ab und zu ins Geschäft gehen, das der Sohn oder ein guter Prokurist für sie führt. Wenn nun einer ans Tor des Landhauses pocht, so werden sie ihn durch den Diener mit ein paar Pence abfertigen lassen. Lässt der Pochende nicht locker und will mehr — wer möchte einem reichen Privatier zumuten, dass er vor die Tür gehe und sich mit dem Zudringlichen raufe? Die Zeiten eines Nelson sind längst vorbei. Der reiche Mann ist selten ein Raufer. Er wird sich von der Zudringlichkeit loskaufen. Er wird wieder einige Zeit Ruhe

haben. Warum soll er sich für die Tschechoslowakei schlagen, da er auf Irland verzichtete, das ihm doch viel näher lag? Nur wenn der Habenichts draussen beginnt, seinen Ziergarten zu zertreten, die Bosquets niederzustampfen und den Zaun einzureissen, wird er nach seinem Knotenstock greifen, und der bissige John Bull wird zum Vorschein kommen. — Dies ist die englische Politik unserer Zeit. Wer sie anders sieht, trägt eine trübe Brille.

Also, dieser Schuhmacher zu Penrith hat ordentlich Nägel in meine Stiefelabsätze gehämmert, und nun reicht er mir sie hin, und sein Blick streift über die Brille: "Sixpence, Sir!" Wirklich billig. Alle Handwerker: der Sattler, der Schuhmacher, der Schneider, die Wäscherin, sie arbeiten prompt und zu bescheidenem Preis. In Irland bezahlte ich für neue Sohlen und Absätze 5½ Schilling — sehr solide, gute Arbeit und starkes Material. Und wenn man diese Handwerker nach dem Geschäftsgang fragt, rühmen sie. Von relativ dünnen Schichten abgesehen, ist das englische Volk wohlhabend; ein breitgelagerter Mittelstand hindert wirtschaftspolitische Erschütterungen. Massstab für den Reichtum des Landes bilden auch die vielen Automobile. Auf der Landstrasse triffst du keinen Fussgänger — alles fährt. Die englischen Meilen haben ihre Zähigkeit für die neue Zeit verloren. Sie gelten nur noch für »For ever« und mich. Auf meiner ganzen Reise traf ich auf der Landstrasse auch keinen Reiter. Reiche Leute, die sich Hunter halten, haben auch ihre fahrbaren Ställe, meist Anhängerwagen mit zwei gepolsterten Ständen. Die Pferdewagen werden an die Limousine gehängt — dann geht's im Eilzugstempo über die glatten Autostrassen hinaus in geeignetes Gelände. Erst dort wird aufgesessen. Keinem dieser Gentlemen würde es einfallen, auf den gefährlichen Autostrassen zu reiten.

Wir kommen nach Westmoreland. Die Counties haben noch ihre Grenzen, markiert aus uralten Zeiten mit verwitterten Steinen, die der vorüberflitzende Autofahrer nicht beachtet. Wieder geht's eine harte Bergstrasse hinan; beidseitig dehnen sich über die Hügel endlose Moore. Es ist ein nebliger und regnerischer Tag, und so erscheinen diese Hochmoore düster und traurig. Schafe weiden zu Tausenden in der Einsamkeit, und Raben stossen krächzend auf, wenn »For evers« Hufschlag die Stille unterbricht. Aermliche Farmen, oft viele Meilen weit auseinander. Kein Baum, kein Busch — nur niedriges Ginstergesträuch und tiefschwarze Wassertümpel. Ueber die Passhöhe fegt ein eisiger Wind, und wir streben eilig talwärts, denn viele Meilen ist es noch hinunter nach Shap. Die Hotels auch in den kleinen Städten sind für unser Geld sehr teuer. Doch billig sind die »road-houses« mit »bed and breakfast«, wie eine Anschrift kündigt. Man bezahlt da für Zimmer und Frühstück 5-6 Schilling, statt 9 und 10. Die Bauern und Kleinbürger werden so nebenbei zu Gastwirten, und man ist bei ihnen sehr wohl aufgehoben. Vor allem aber ist der Stall viel billiger. Das Hotel wird für die Stallung und etwas Heu und Stroh 5-10 Schilling fordern, der Bauer 1-3, und dabei wird das Pferd sehr reichliche Krippe finden.

So ziehen wir durch das kleine Städtchen Shap, und etwas ausserhalb am Hügel machen wir halt in einer grossen Farm, denn wir haben die arme Berglandschaft mit ihren Mooren hinter uns. Ein junger Bauer nennt mir einen bescheidenen Preis. Mein Hunter kommt in einen guten Stall vor eine Krippe duftenden Heus, und ich kann meine Kleider am Kohlenfeuer dampfen

lassen. Draussen rüttelt der nächtliche Sturm an den Fensterladen, und derweil die Bäuerin die kleinen Kinder versorgt und dann Tee aufträgt, sucht der Bauer auf meinen Wunsch mit vergeblicher Mühe unsern Landessender Beromünster. In allen Teilen des britischen Reiches ist es unmöglich, unsere Sender zu bekommen, derweil die ewigen Militärmärsche und die herrlichen Stimmen Grossdeutschlands das Feld beherrschen. Wo fehlt's? Kann da nicht Abhilfe geschaffen werden? Sind unsere Sender so schwach? Die Farm von Shap-Mountain hat zwar weder elektrisches Licht noch Kraft; Kerzen und Petrollampen spenden ein sanftes, gelbes Licht. Doch hat trotzdem jeder Bauer seinen Radioapparat, an irgendeiner Autobatterie angeschlossen. Plötzlich klopft es, und der Hund gibt Laut. Der junge Bauer ist höchst verwundert, so späten Besuch zu bekommen, und ich gehe mit ihm unter die Türe, wie er hinausleuchtet. Im Hofe steht ein kleines Automobil. Ein Händler ist's, der noch drei Hennen kaufen möchte. Der Bauer bittet mich, zu leuchten; aber ich hätte besser getan, ihn allein hinübergehen zu lassen zum Stall. Auf Stangen und Barren hocken in gemächlicher Nachtruhe wohl hundert Hennen, und der flinke Bauer kann sie im Schläfe überraschen und dreien von ihnen den Hals umdrehen, wobei »For ever« entrüstet schnaubt über die grausige Mordnacht an ihrer Seite. Welch verfluchtes Pech hatten doch gerade diese drei Hennen, so ganz vorne hinzusädeln — zwei Sprossen weiter hinten wären sie sicher gewesen, und drei andere hätten ihr junges Leben lassen müssen! Schicksal, Schicksal! Warum muss diese arme Tschechoslowakei am Wege liegen der deutschen Träume von Hamburg-Bassorah, und warum mussten diese drei Hennen gerade vorne hinhocken und nicht etwas beiseite - nur drei Schuh, nur drei Schuh?

Wie »For ever« durch Lancaster trabt und nach dem stolzen Liverpool zieht.

Immer wieder Moorland und Heide, an den Hügelseiten aber grosse Bauernhöfe. Was wissen wir bei uns zu Hause vom englischen Bauer? Wenn wir von England sprechen, denken wir an Kaufleute, Faktoreien, Reedereien, an Handel, Industrie und Schifffahrt über alle Meere. Wir wissen, dass es riesige Städte gibt mit rauchenden Schloten ohne Zahl und armen, düstern Arbeitervierteln, und dass es noch einen feudalen Adel gibt, der seine Schlösser hat und hinter der Meute streift. Wir denken an Lords und Admirale, wie wir sie aus Geschichtsbüchern und Romanen kennen. Aber wer sprach je vom englischen Bauer?

Und doch gibt es hier, wie überall, einen zahlreichen Bauernstand, und er konnte sogar im handelstüchtigen, mit allen Erdteilen verbundenen Grossbritannien seine Wichtigkeit und Notwendigkeit bewahren und kann sie in diesem Lande der Zahlen mit Zahlen belegen. Allein die Landwirtschaft von England und Wales, ohne Schottland und Irland und die Inseln, schafft einen jährlichen Milchertrag von mehr als 100 Millionen Pfund, also weit über 2 Milliarden Schweizer Franken. Wie lebt der englische Bauer und wie sieht er aus? Nun, er lebt sehr gut,

arbeitet bei weitem nicht so viel wie unsere kantigen Emmentaler, lässt oft den Herrgott einen guten Mann sein und für Wachstum und Gedeihen sorgen und wirtschaftet vor allem nicht so intensiv und planmässig, denn alles ist hier weit und gross, und auf ein paar Acres mehr oder weniger kommt's nicht an. Aussehen tut er meist wie der Hutzli-Chrigel im Schorrgraben auch oder wie der Stucki-Gödel vom Schlierenberg, und wenn er dir im Schwarzwassergraben entgegenstapfte, würdest du ihn arglos als Landsmann begrüßen. Da der englische Bauer immer einen verhältnismässig grössern Hof hat als der unsrige, ohne denselben Ertrag herauszuwirtschaften und herausbringen zu müssen, kann er sein Leben gemächlicher gestalten. Nur während zwei oder drei Wintermonaten ist das Vieh in den Stallungen, sonst auf der Weide — »in the fields« —, denn der englische Bauer liebt die mühsame Stallfütterung nicht. Nur morgens und abends wird das Vieh zum Melken in den Stall getrieben, gleich nachher wiederum ins Gras, auch bei Regen und Sturm. Die Milch wird beim Stalle gekühlt — meist ist eine kleine Kühlmaschine vorhanden —, dann schafft der Bauer auf seinem zweirädrigen Ponywagen die vollen Milchkessel zur Bahn; sie rollen in den Schlund der grossen Stadt. Nur einmal sah ich eine Käserei. Da fast alle Milch in frischem Zustande dem Konsum zugeführt wird, muss England seine Butter und seinen Käse importieren, und Holland scheint da unserm Schweizerland die dominierende Stellung längst abgenommen zu haben. Die grossen Güter gehören dem »Landlord«. Die Pachtzinse sind niedrig — hier in Lancaster ungefähr 1 Pfund pro Acre, also etwa 20 Franken pro Juchart, denn 1 English acre ist etwas grösser als unsere Juchart. 100 Acre gelten als Kleinbetrieb und ernähren etwa 30 Kühe. Diese englischen Kühe können sich bezüglich Schönheit, Ebenmass, Grösse und Einheitlichkeit der Rasse nicht mit unsern Simmentalern oder Freiburgern messen. Ihr Wert richtet sich einzig nach dem Milchertrag.

Heu und Stroh werden nach dem Schnitt und nach erfolgter Dörrung, die hier im regenreichen England oft eine Geduldsprobe erfordert, zu Tristen gehäuft und erst im Spätherbst unter Dach gefahren. Dabei haben die englischen Bauern eine eigenartige Vorrichtung an ihren Zweiradfeldkarren. Das Pferd stösst den Wagen rückwärts an die Triste, die Brücke wird hinten gesenkt bis zum Boden, zwei Seile um das Heu geschlungen und mittels einer Handkurbel der ganze Stock auf den Karren gezogen.

Der englische Bauer hat es nicht nötig, die Nebenprodukte seiner Farm zur Stadt zu fahren oder seine Einkäufe dort zu besorgen. Nicht nur seine Erzeugnisse werden vom Händler im Hofe weggeholt, auch aller Hausbedarf wird ihm zugeführt. Der Bäcker, der Spezierer, der Fischhändler, der Metzger und der Südfrüchteausrufer haben längst erkannt, dass niemals der Berg zum Propheten kommt. Deshalb hat jeder seinen Ponywagen oder sein Auto, den Farmern seine Waren vorzuführen. Dieses Migrossystem des Kleinhandels wäre nicht wegzudenken — liegen doch die Dörfer und kleinen Städtchen gar viele Meilen auseinander.

Wir ziehen über Tebbay und Kirkby Lonsdale gegen Lancaster. Es ist Sonntag und regnerisch und kalt. Deshalb pulsiert der feiertägliche Autoverkehr spärlicher als sonst. Auch der englische Sonntag hat seiner Sonderlichkeiten. Du wirst in der Stadt nur zu gewissen Tagesstunden ein

Café oder eine Bar offen finden, und solltest du gar den vermessenen Wunsch äussern, ein Museum zu besuchen, wirst du sicher auf verschlossene Türen stossen. Kino, Radio und Automobil haben zwar in die bigotte englische Sonntagsruhe manche Bresche geschlagen. Doch in seinen überlieferten Gebräuchen und Sitten lässt der Brite nicht an althergebrachter Ordnung rütteln. Gerade deshalb wirst du dich über die vielen Lastwagen wundern, die auch am Tage des Herrn über die Strasse rattern und mit ihrem Lärm und Oel-gestank die Sonntagsruhe kleiner Landstädte stören. Die kleine Landstadt hat meist ihre Lokalzeitung, und diese Zeitung hat auch ihren Reporter, der auf die Sensationen Jagd zu machen hat, die sich im County ereignen. Wenn nun auch die Gewaltigen unserer gewaltigen Zeit gerade dieser Tage wahrhaft reichlich für Aktualitäten sorgen und sogar in den englischen Zeitungen zuweilen Fussball und Golf den Meldungen über die Sprünge der grossen Politik die erste Seite freigeben müssen, so lässt es sich doch Mr. Meech vom Lancaster »Mirror« nicht nehmen, mich abzufangen und mit eifrigem Bleistift seine Notizen für die Montagnummer niederzulegen.

Diese englischen Journalisten scheinen ihre Fragen nach einem bestimmten Schema zu stellen: wie viele Meilen im Tage? Wieviel Gewicht trägt das Pferd? Wie alt ist es? Wo übernachteten Sie gestern? Wo werden Sie morgen sein? Wie finden Sie Land und Leute? Was denken Sie von der Situation: werden wir Krieg haben? — Uebernachtet man gar im Ort, so wird bestimmt am nächsten Morgen jede Aeusserung am Bartisch in der Lokalzeitung stehen. Dies dient dem Klatsch der kleinen Stadt, die nach unsern Begriffen schon eine sehr grosse Stadt sein kann, und dieser Klatsch füllt oft drei Seiten. Wir haben oft die Titelsucht im guten alten Oesterreich belächelt, wenn wir lasen, dass die Frau »Realitätenbesitzersgattin« das Zeitliche gesegnet oder die Frau des »Zollinspektorsubstituten-Gehilfen« Hiasl einen Buben bekam — doch hier in der Kleinstadt des weltbeherrschenden England finden wir in jeder Ausgabe des Lokalblattes ein Pendant dazu: Bilder von irgendeiner Hochzeit und ganzspaltiger Bericht dazu, was die »bride« getragen vom Scheitel bis zum schlanken Absätzchen, dass der »bridegroom« der wohlbekannte vierte Sohn des Mr. Birch von der Firma Birch Co. Ltd. sei, dass die »bridesmaid« (die Brautjungfer) die einzig überlebende Tochter des Mr. und der Mrs. Watson sei und wo sie ihr Kleid schneidern liess und wie herrlich dieses Kleid sass und wie farbenprächtig der Blumenstrauss gewesen, den ihr der »bride's best man« (Brautführer) überreichte; und dann folgt ein Lebensabriss der Braut und des Bräutigams, meist Belanglosigkeiten, wie eine Reise nach dem Kontinent oder gar nach Neu-England, und recht träumerisch wird ausgemalt, wo die Neuvermählten ihren Honigmond verbringen und wann sie ins Städtchen zurückkehren werden.

Es ist ein langer Weg über Garstang nach Preston und eine harte Autostrasse dazu. Doch seitlich gibt es meist Fussgängerstreifen, die weichen, sandigen Untergrund bieten, und ich benutze sie, »For evers« Sehnen zu entspannen. Zweimal gerate ich deswegen mit Konstablern in Konflikt, die mich vorwurfsvoll auffordern, auf der Strasse zu reiten. Ich erkläre ihnen aber sehr bestimmt, dass ich ausserhalb der Ortschaften, wo kein Fussgänger anzutreffen sei, den weichen Grund des Streifens benutzen wolle, dass der ungeheure

Autoverkehr seine Gefahren habe und dass ich es auf eine Busse ankommen lasse, denn jeder sei sich selbst der Nächste, und wenn die modernen Strassenbauer einzig auf das Automobil Rücksicht nähmen, dürfe ein Reiter wohl sein Ross auf den sichern Fussgängerstreifen retten. Das scheint ihnen einzuleuchten, und sie machen eine zustimmende Gebärde. Im übrigen sind diese Konstabler gar zuvorkommende Leute. Fragt man einen am Kreuzungspunkt der kleinen Stadt nach einem Hotel oder einem Stall, so lässt er den Verkehr sein und führt einen selbst an den Ort. Bevor man in eine grosse Stadt einzieht, tut man gut, erst gründlich Umfrage zu halten, besonders dann, wenn man ein bestimmtes Quartier erreichen will; denn südlich oder nördlich des Zentrums, das ergibt oft einen Unterschied von 10 Meilen. Ich habe eine Empfehlung an das Infanterieregiment in Liverpool, und wie ich mich ausserhalb der Stadt erkundige, weist man mich nach der am Meere gelegenen Vorstadt Waterloo. So halte ich rechts. Schon lange vor Liverpool kommt man auf eine der modernsten Autostrassen: breite, durch Grünstreifen getrennte Fahrbahnen für Zufahrt und Wegfahrt zur Stadt, dann wieder durch Grünstreifen getrennte Wege für Radfahrer und zuäusserst beidseitig die Fussgängerstreifen. Ich kann nun die Grünfläche benutzen und habe so für »For ever« einen besondern Weg, und die Konstabler scheinen über diese Kühnheit so erstaunt, dass es ihnen das Wort verschlägt. Wahrscheinlich aber finden sie selbst, es sei in diesem Tohuwabohu von Verkehr das Klügste, was sich tun lasse. So sehr sich »For ever« nun an alle möglichen Ungetüme der modernen Strassen gewöhnte — immer noch gibt es recht schreckhafte Dinge für sie: Ueberführungen von Eisenbahnen, die stets gerade mit Zischen und einem Höllenlärm die Brücke kreuzen, wenn wir unten durchziehen, und die mich nicht geringe Mühe kosten, meinen Hunter am Durchgehen zu verhindern; dann wieder gibt es Unterführungen, und die sind noch schlimmer, weil plötzlich erst links, dann rechts mit dem Höllenlärm eine Wolke von Dampf aufsteigt. So bin ich froh, als ich glücklich in Waterloo ankomme und unweit des Meeres die Kaserne erreiche. Ein Sergeant gibt Bescheid, die Offiziere seien ausgegangen; Stallungen habe das Regiment keine, Pferde auch nicht, und ein Unterkommen für »For ever« sei nicht möglich. So wären wir also angerannt. Nun suchen wir nach einer Unterkunft, und dies ist nicht so leicht, als man glauben möchte. Ein freundlicher Fensterputzer, der eben von seinem Leiterchen steigt, weiss eine »riding-school« und weist uns den Weg. Wir kommen vor ein verschlossenes Tor in einer schmalen Nebengasse, und alles Klopfen nützt nichts. Eine alte Frau nebenan gibt Bescheid: diese Reitschule habe längst den Betrieb eingestellt; aber nebenan sei ein Bäcker, und der habe einen Stall. Der Bäcker hat nun wirklich einen Stall und trotzdem keinen Platz, denn er hat selbst drei Pferde, seine Brote auszufahren, und sein Stall nicht mehr als drei Stände. Wir sind ordentlich missmutig. Da weiss der Bäcker Rat: noch weiter draussen sei ein kleiner Fuhrhalter, und sein Junge könne uns hinführen. Der Fuhrhalter hat seinen engen Hof mit zwei Lastwagen vollgepfropft. Er hat noch ein einziges Pferd, die übrigen Stände sind mit allerlei Gerümpel angefüllt. Aber wir lassen uns nicht mehr hinauskomplimentieren. Ich erkläre dem erstaunten Stallbesitzer, ein Stand müsse ausgeräumt werden, und lege gleich Hand an. So hilft er mit. Und wir haben einige Mühe, alle die alten

Pneus und Kisten und Fässer irgendwo im schmalen Hofe unterzubringen. Nachdem »For ever« versorgt, kann ich mich nach einem Quartier umsehen. Drei kleine Hotels sind voll besetzt; bleibt nur noch das Grandhotel am Meeresstrand, und dies bedeutet eine unvorhergesehene Mehrbelastung meines Reisebudgets. Irgendwo an einem der vielen Bahnhöfe von Liverpool müssen meine Kofferchen liegen, und ich mache mich gleich auf die Suche. Wie man mir an der Waterloo-Station erklärt, können diese Kofferchen an nicht weniger denn neun Bahnhöfen liegen, denn es gibt verschiedene Bahngesellschaften, und keiner der Bahnhöfe gilt als eigentliche Zentralstation. Ich suche sie den ganzen Abend und den nächsten Vormittag, und nirgends sind sie zu finden. Da ich wegreiten will, bleibt mir nichts anderes übrig, als auf allen Bahnhöfen Bericht zu hinterlassen, die Kofferchen umzuspedieren. So hat man in diesen grossen Städten seine besondern Nöte.

Wie »For ever« durch Chester trabt und in ein Moorloch stürzt

In der Stallung des kleinen Fuhrhalters zu Waterloo hat sich »For ever« gut ausgeruht und tänzelt aufgeregt, wie wir am frühen Morgen endlos lang auf der »main-road« hineinziehen nach dem grossen Liverpool. Sechs Meilen geht's durch die Vorstädte inmitten eines riesigen Verkehrs. Beidseitig säumen mächtige Fabrikbauten, Verwaltungsgebäude und Lagerhäuser die Strasse und lassen selten einen Blick frei hinunter zu den Trockendocks, in denen Schiffe aller Grössen renoviert werden. Emsig wie Ameisen an einem Elefanten klettern auf schwankenden Leitern die Maler und Schlosser an den Schiffsrümpfen herum, auszubessern, was das salzige Wasser aller Meere lockerte und zerfrass. Beim Hauptpostamt in Liverpool habe ich noch Post abzuholen; so führe ich »For ever« in eine weniger belebte Nebengasse und rufe einen Arbeitslosen herbei, sie zu halten. Wie ich vom Postamt zurückkomme, umsteht eine vielhundertköpfige Menschenmenge das Pferd, und bald spricht sich herum, Tom Mix sei in der Stadt zu Besuch. Journalisten stellen sich ein, und ich muss Rede und Antwort stehen. Und dann ruft mich ein alter, distinguirter Herr beiseite, der aussieht wie der selige Masaryk, und stellt sich als Präsident des Tierschutzvereins vor. Er richtet viele Fragen bezüglich meines Pferdes an mich, und ich kann ihm beruhigende Auskunft geben.

Liverpool liegt am Eingang einer schmalen Meeresbucht, die sich zwanzig Meilen weit ins Land hineinzieht, den Mersey-River aufzunehmen, und auf der gegenüberliegenden Landzunge liegt die Industriestadt und Schifffahrts- und Handelsmetropole Birkenhead. Ein Strassentunnel unterfährt den Meeresarm, ist jedoch nur für Motorfahrzeuge offen. Dagegen gibt es viele Transportschiffe, die im ewigen Pendelverkehr Lasten hinüber- und herüberführen, und die Uebersetzungstaxe ist sehr niedrig. Für »For ever« und mich bezahle ich 6 Pence. Lastwagen, Pferdefuhrwerke, Automobile, deren Fahrgäste nicht einmal aussteigen, Ausläufer mit ihren Rädern nutzen diese Fähren und können gleich am andern Ufer ihren Weg fortsetzen. »For ever« ist höchst erstaunt, wie der Boden unter ihr sich in Bewegung setzt, fast unmerkbar und

nur am sanften Vorübergleiten der Docks erkennbar. Sie schnaubt, wie ein anderer Transportdampfer nahe vorbei kreuzt, und kann sich alles nicht erklären. Am Dock von Birkenhead - wie die Fallbrücke niedergeht - beeilt sie sich, an festes Land zu kommen. Auch Birkenhead, das die Karte nur als Vorort vermerkt, hat riesige Ausmasse und dehnt sich sechs Meilen weit dem Meeresarm entlang mit Docks und Lagerräumen und städtischer Siedlung bis nach Eastham. Wiederum, wenn irgend möglich, benutze ich das Trottoir; denn auch auf dieser wälzt sich ein gewaltiger Verkehr von Lastwagen und Motorfahrzeugen in beiden Richtungen. Mehrere Konstabler passiere ich, ohne dass sie mir eine Bemerkung machen; sie scheinen für Pferde besonderes Verständnis zu haben.

Ein Herr in einem stolzen Automobil fährt dreimal zu mir heran: Ob ich schon einen Stall habe für diese Nacht? Er sei Hotelier in Chester und könne beste Unterkunft bieten. Ich bin nach kürzlichen Erfahrungen etwas skeptisch und erkläre ihm, ich wolle über Chester noch ein gut Stück hinaus. Trotzdem schreibt er mir seine Adresse auf und kommt noch einmal fragen, ob ich nicht einkehren werde - ein geschäftstüchtiger Mann.

Wie ich in der alten Stadt Chester einreite, fällt mir nach einer Weile auf, wie bei meinem Erblicken alle Konstabler zur nächsten Telephonkabine laufen und eifrig in die Muschel sprechen. Ich vermag mir nicht recht vorzustellen, dass diese Meldungen etwas mit meinem Kommen zu tun hätten. Doch bald stellt sich heraus, dem sei doch so. Ein riesiger Konstabler kommt auf mich zu und bittet mich mit vielen höflichen Worten in eine schmale Seitengasse. Ich sei doch der »Swiss Officer«, der über die britischen Inseln reite? Wie ich bejahe, macht er mir mit vielen Entschuldigungen klar, der Präsident des Tierschutzvereins von Liverpool hätte eine Untersuchung meines Pferdes anbefohlen - also mein distinguiertes Masaryk! Ich erkläre mich gerne einverstanden, denn ich habe eine Untersuchung nicht zu fürchten. Nun winkt der himmelhohe Konstabler einem andern Jünger der heiligen Hermandad, der vorsorglich das Ende der schmalen Gasse sperrte, und dieser muss den Tierarzt herbeiholen. Auch dieser bringt unter vielen Entschuldigungen sein Anliegen vor und ist anscheinend sehr erfreut, dass ich zuvorkommend seinen Wünschen entspreche und »For ever« den Sattel wegnehme. Sehr eingehend wird nun vom Tierarzt mein Hunter auf Druckschäden untersucht. Dann macht er mir überschwengliche Komplimente; denn man hätte fast mit Sicherheit angenommen, nach dem bisherigen langen Weg müsse die Sattellage des Pferdes beschädigt sein. Ich versichere dem freundlichen Arzt, dass ein Schweizer Offizier mit einem druckbeschädigten Ross sicher nicht weiterreiten würde. Und nochmals entschuldigen sich der Doktor und die beiden Konstabler wegen der Versäumnis; aber der Tierschutzverein könne jederzeit ihre Intervention anbegehren - das sei in England eine der mächtigsten Organisationen. Ich finde das sehr lobenswert und bin durch das immerhin bestandene Misstrauen durchaus nicht beleidigt. Dann gibt mir der Tierarzt noch ein Stück weit das Geleite: Tierquälereien würden in England nicht geduldet und äusserst strenge bestraft. Grade dieser Tage seien neun Arbeiter vor Gericht gestanden, die wilde Kaninchen fingen und zu einem Dutzend lebend in den gleichen Sack steckten zum Heimtragen. Sechs Wochen bis drei Monate Gefängnis und schwere Geldbussen seien die

Sühne gewesen, und die grossen Zeitungen hätten in starker Aufmachung den Gerichtsbericht gebracht und es als Schande bezeichnet, dass es im 20. Jahrhundert noch solche Engländer gäbe. Sie seien unwürdig, der britischen Nation anzugehören. Wenn ich an gewisse Ereignisse bei uns denke, etwa an den berühmten Distanzritt von Bern nach Morges, so möchte ich mir wohl die englischen Tierschutzgesetze als Vorbild wünschen. Solche Reiter würden dort schlankweg »eingekapselt«, und zwar nicht nur für Monate - für Jahre. Man wird in England, wo es in den grossen Städten noch Zehntausende von Lastpferden gibt, kein scheues Tier finden. Wer ein Pferd peitscht, kommt unter sechs Monaten überhaupt nicht weg. Doch auch hier gibt es seltsame Kontraste. Ich sah auf einem Gut in Lancaster einen jungen Fuchs an der Kette, bestimmt, diesen Herbst als Jagdopfer zu dienen. Ich fand dies besonders grausam; denn jener Fuchs wurde ganz jung eingefangen, kennt keine Schlupfwinkel und keine Fluchtmöglichkeiten, wie seine wild lebenden Vettern. Er wird also nach einer angstgehetzten halben Stunde der Meute zum Opfer fallen, ohne je zuvor die goldene Freiheit genossen zu haben. Ueberhaupt diese Fuchsjagden und Hirschhetzen - letzte Überbleibsel einer feudalen und auch rohen Zeit - scheinen mir nicht im Einklang zu stehen mit der Tierfreundlichkeit des Briten. Sie sind aber so wenig wegzudenken wie die Stierkämpfe im heissen Spanien.

Chester, die Colonia Devana der alten Römer, gilt mit Recht als eine der interessantesten englischen Städte. Es gibt da noch Lauben - nicht ganz so heimelige und nicht ganz so viele wie bei uns in Bern und Thun und Murten -, und es gibt hier noch die berühmten altenglischen Riegelhäuser, die an unsere schönen thurgauischen Orte am Untersee erinnern. Residenz des Kaisers Antonius Pius, war Chester in der römischen Zeit Hauptort und Stützpunkt der römischen Legionen, die von hier aus ihre Kriegszüge gegen die wilden Briten unternahmen. Sehenswert vor allem ist die stolze Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert.

Immer mehr verdichten sich die Kriegsgerüchte, und die Meldungen vom deutsch-tschechoslowakischen Konflikt vermögen gar zuweilen die Berichte über Fussball und Sport von der ersten Seite zu verdrängen. Gutgemeinte Ratschläge bekomme ich zu hören, ich solle meine Reise schleunigst abbrechen und nach Hause fahren; ich solle mein Pferd verkaufen, bevor es für die Armee requiriert werde. Einmal fährt mir ein Händler nach, zwei Dörfer weit, und ist kaum abzuhängen. Erst bietet er für »For ever« 40 Pfund; es seien Ungewisse Zeiten, aber das Pferd gefalle ihm. Und wie ich lächelnd ablehne, gibt er 5 Pfund zu. Wie ich ihm erkläre, er müsste ganz andere Preise nennen und bekäme das Pferd doch nicht, da es nicht verkäuflich sei, fasst er dies als Ermunterung auf und steigert das Angebot bis auf 55 Pfund. Und wie ich gleichwohl nicht will, grüsst er kurz und gibt Vollgas. Beim nächsten Meilenstein hält er wieder und spricht sehr eindringlich, er wolle noch 5 Pfund zulegen, aber dies sei das allerletzte Angebot und angesichts der Umstände ein zu hoher Preis; er möchte mir aber dienlich sein, denn schon morgen könne das Pferd mir von der Armee weggenommen werden, und dann bekäme ich einfach den Schatzungspreis. Seine Anteilnahme ist rührend und eigennützig zugleich, und ich kann von seinem Angebot wirklich keinen Gebrauch machen.

Spontane und herzliche Gastfreundschaft wie beim irischen Bauern darf man beim englischen nicht voraussetzen und erwarten. Hier geht alles ums Geld, und man wird dir auf einem Bauernhof mit hundert Kühen für ein Glas Milch kaltlächelnd einen vierfach übersetzten Preis abfordern. Kommt man in ein Dorf, so werden sich nicht wie in Irland die Bauern beinahe darum raufen, einen als Gast heimführen zu können. Gastfreundlich sind die primitiven, die naturnahen Völker, und wenn kürzlich ein italienischer Professor die Iren ein Volk von räuberischen Freischaren nannte, so darf mit Bestimmtheit angenommen werden, dass der hochgelehrte Herr sein Lebtag nie auf der grünen Insel weilte. Dazu kommt noch ein anderes Moment, und auch als Protestant darf man ruhig Tatsachen feststellen: Katholische Völker sind gastfreundlicher als wir und vor allem gastfreundlicher als die kalt puritanischen. Doch bleibt für den englischen Bauer des Mittellandes eine Entschuldigung: die allwöchentliche Invasion durch die Städter. Die Hunderttausende, die mit Auto und Bahn zu jedem Weekend aus den riesigen Städten aufs Land strömen, haben die Gastfreundschaft ausgerottet auf den grossen Farmen Mittelenglands. Der Bauer verlangt von jedem, der sein kleines Weekendzelt auf seinem Grund aufschlägt, ein Platzgeld. Das Sehnen des Städters, über den Sonntag aus den riesigen Steinhäufen zu fliehen und Landluft zu atmen, münzt sich für den Bauern in klingende Nebeneinnahme. Man tut deshalb gut, zum voraus den Preis für Stall und Futter zu vereinbaren, will man am nächsten Morgen sich nicht übervorteilt fühlen - die Bauern mit den grössten Misthaufen sind da oft die Unbescheidensten -, und nachträglich marktet man nicht gern am Preis. Um diese Herbstzeit ist es meist schwierig, auf den Bauernhöfen Hafer zu bekommen. Es ist die Zeit zwischen der alten und der neuen Ernte; d. h. der letztjährige Hafer ist ausgegangen, und der neue ist noch zu jung, um verfüttert zu werden. So muss man sich mit geschrotenem Mais, mit Kleie und Heu behelfen, und wenn dann, wie mir dies einmal passiert, der Bauer am Morgen für diese nicht gerade kostbaren Futtermittel 10 Schilling (11 Franken) fordert, darf man mit gutem Gewissen die Hälfte abmarkten und zahlt immer noch zuviel - etwa nach der diplomatischen Manier des Sodgraben-Ueli: »I wiu ja nid säge, du sigisch a uverschante Hagel; aber wenn das en angere sieg, i glaubti's, u da wirsch nüd chönne dargäge haa.«

Über Whitchurch geht's durch ein reiches Bauernland mit grossen Farmen beidseitig der buschumsäumten Strasse, und wenn die Frühnebel weichen, haben wir jetzt sonnenreiche Herbsttage. Hier sieht man wieder viele Pferdeweiden. Gezüchtet wird ein schwerer Ackergaul, und besonders zutraulich und neugierig sind die Füllen. Fast alle haben weisse Schnurblassen und sind vierfach gestieft, d. h. sie haben vier weisse Füsse. Immer folgt uns der ganze Trupp in drolligen Sprüngen innerhalb der Umzäunung, soweit das Weidestück reicht und wenn wir weiterziehen, wiehern sie, wenden dann plötzlich und galoppieren zurück, dass der schwere Boden in Klumpen von ihren Hufen hoch in die Luft saust. Ausserhalb von Whitchurch machen wir Nachtrast - ein Herrenhaus mit Farm in einem vernachlässigten Garten und an der Strasse eine Tafel, die kündigt, dass hier »bed and breakfast« zu haben seien. Doch die erste Frage des Reiters hat immer nach dem Stall zu lauten, und da der vorhanden ist, sind wir bald

handelseinig. Im Stalle steht nur ein struppiges Pony, mit dem der Bauer die Milch nach Whitchurch führt. In der Krippe befinden sich fünf kleine, herzige Kätzchen, und ich muss sie erst anderwärts im Heu unterbringen, was sie nur mit vielem Fauchen geschehen lassen.

Das Herrenhaus ist kein Herrenhaus mehr, sondern dient dem Bauern als Wohnung. Noch ein Gast ist da, ein Ingenieur, der die Legung eines neuen Kabels von Liverpool nach Birmingham überwacht. Seit drei Monaten weilt er hier und freut sich vom Montag bis Samstag auf das Weekend; denn er hat ein blondlockiges Liebchen in der fernen Stadt. Er interessiert sich sehr für die Hotelpreise in der Schweiz; denn seine Hochzeitsreise soll ihn in unsere Berge führen. Ich kann ihm ausreden, dass solche Reise für ihn unerschwinglich sei, und er ist angenehm überrascht, zu hören, dass die Gaststätten bei uns durchaus nicht teurer seien als in England. Der nächste Morgen führt uns wieder durch Mooregebiet: weicher, aber trügerischer Boden, beidseits der harten Strasse mit Busch und Strauch durchsetzt, und ich lenke »For ever« hinein. Man gibt da erst immer sehr gut acht; aber dann wird man zuversichtlich und unbesorgt. Ich lasse »For ever« den Zügel, und dieser Unachtsamkeit ist es zuzuschreiben, dass sie plötzlich kopfüber geht. Sie ist in ein Moorloch getreten, und meine Schenkelhilfe kommt zu spät. Doch springt sie gleich mit mir im Sattel wieder auf, und wir retten uns von dem trügerischen Grund auf die feste Strasse. Auch im Leben gibt es oft solche Seitenwege, die man recht romantisch und lockend findet, bis es kopfüber geht, und dann ist man recht froh, sich auf die unsentimentale, gutbürgerliche Strasse zurückzuflüchten, die zwar ungleich langweiliger, aber sicher ist.

Wie »For ever« durch Stafford zieht
und der Kommunist von Hinstock lieblich auf der Flöte bläst.

Wir traben einem endlos langen Feld entlang - reiten, reiten! Wenn auch solche Reise oft recht beschwerlich ist: immer ist es ein Fest, frühmorgens in den Sattel zu steigen und durch das taufrische Gras zu traben - ein beglückendes und erhebendes Gefühl, den schlanken Körper des Rosses zwischen den Schenkeln, diese verhaltene Kraft der Muskeln und federnde Spannung der Sehnen, vor sich den biegsamen Hals, im Rhythmus des Schrittes bewegt bis zum spitzen Ohrspiel, das Abkauen des Gebisses, das man am Zügel fühlt, und die Weichheit des Bodens, die sich mitteilt durch Huf und Fessel hinauf zum Widerrist, eine zentaurische Einheit schaffend aus Ross und Mann. Reiten ist der sportlichste aller Sporte, das edelste aller Spiele, die beglückendste aller Bewegungen. Reiten ist Musik, ist Tanz, ist Liebe, ist Traum, ist ein Tautropfen weltentrückter Seligkeit. Reiten ist immer neu, immer jung, ist immer schön, immer lockend und verführerisch, wie die Mandelaugen und der weiche Mund einer schönen Frau.

Wir traben wieder über verbotene Pfade; denn das endlos lange Feld ist ein Flugplatz der britischen Royal Air Force und jedes Betreten ohne Ausweis gemäss riesigen Anschlägen

strenge untersagt. Aber wir traben ja nur am äussersten Rand, hart neben der spiegelglatten Autostrasse, die schnurgerade sich hinzieht bis zum Wald. Oft weist das Feld lang erstreckte Wellen auf - die unterirdischen Hangars für ganze Geschwader von Bombern und Jagdeinheiten. Dem feindlichen Flieger müssen sie unsichtbar sein; denn ihre leicht gewölbte Betondecke ist zwei Mann hoch mit Erde überdeckt und mit Gras und niederm Strauch bewachsen, wie das umliegende Feld. Wenn die Engländer etwas tun, dann tun sie es gründlich, und was als einzig richtig erkannt wurde, wird ausgeführt, ungeachtet der Kosten. Die grossen Hangars über der Erde, kaum 10 Jahre alt und doch schon längst verschwundenen Zeiten entstammend, werden wohl im Frieden noch benutzt - im Kriege aber sollen sie lediglich noch als Fehlleitungsobjekte für feindliche Abwürfe dienen. Die Briten können sich dies leisten. Sie haben das Geld dazu. Und da eine bewegte Zeit sie zwingt, diese Kriegsvorkehrungen zu treffen, tun sie es bis in die letzten Konsequenzen. Tausende von Arbeitern und Soldaten und junge Leute in Uniform - angehende Flieger arbeiten am südlichen Ende des Feldes: neue, riesige Hangars auszuheben und Unterstände für die Mannschaft herzustellen. Ich mache kurze Rast, mir auf grosse Distanz diese emsige Arbeit anzusehen, und »For ever« nutzt die Pause, wie immer, das saftige Gras zu naschen. Bald gesellt sich ein junger Fliegeroffizier zu mir, und nach einigen Fragen über Woher und Wohin möchte er recht vieles wissen von unserer Armee, ist höchst erstaunt, dass »small Switzerland« im Kriegsfall 600 000 Soldaten aufstellen kann, und ich muss ihm sehr eingehend die Vorteile unseres Milizsystems erklären. Er findet sogar, dies wäre für England, das ein stehendes Heer hat, aber die allgemeine Wehrpflicht nicht kennt, eine sehr gute zusätzliche Organisation; sie entspreche auch am besten dem demokratischen Empfinden. Bezüglich der britischen Luftwaffe ist dieser Offizier sehr zuversichtlich; sie sei heute schon so stark, dass sie die Welt in Erstaunen, den Gegner in lähmendes Entsetzen versetzen werde. Die offiziellen Angaben, 2000 Flugzeuge erster Linie und 1500 Reserve erster Linie, dann 1500 zweiter Linie und 1000 Reserve zweiter Linie, seien absichtlich zu niedrig gehalten; die britische Armee verfüge schon heute über weit mehr brauchbare und zum grössten Teil modernste Apparate. Sehr stark sei auch die Fliegerabwehr, und die britischen Inseln in feindlicher Absicht anzufliegen, sei überlegter Selbstmord.

Vom Flugfeld durch einen breiten Waldgürtel, dann wieder endloses Moor, dessen niedriges Gesträuch an diesem sonnigen Herbsttag einen Teppich von seltener Blumenpracht unter den Himmel breitet. Mit dem sinkenden Abend erreichen wir Hinstok und ziehen noch drei Meilen darüber hinaus. Bei einer grossen Farm machen wir halt, und ich kann für »For ever« Unterkunft finden. Mir rät der junge Bauer, in eine Herberge zu gehen am nächsten Strassenkreuz; zwar sei es kein Hotel, aber ein Nachtlager werde zu finden sein.

Zwei riesige Lastwagenzüge halten neben der Herberge, und die Bar ist überfüllt mit Ausflüglern, die auf den Kurswagen warten, der nach Birmingham führt. Der Barkeeper ist ein zuvorkommender Mann mit einer riesigen Hornbrille. Ein Bett könne ich haben, erklärt er mir; aber Einzelzimmer habe er nicht, nur Massenquartier, ein Raum zu 10 Betten; wenn es mir nichts ausmache, die vier Lastwagenchauffeure der zwei Lastzüge übernachteten hier, weitere

Schlafgänger seien aber nicht zu erwarten. Mir macht's nichts aus. Im Gegenteil: es ist ja der Zweck solcher Reise, mit allen Schichten der Bevölkerung zusammenzukommen, und ein englischer Lastwagenchauffeur ist immer noch ein Gentleman. Bald fährt der Kurswagen vor, und die Bar entleert sich. Nur die vier Chauffeure bleiben zurück und drei Bauern. Der Barkeeper tischt etwas kaltes Fleisch auf und Tee; die Bauern und die Chauffeure spielen Karten. Doch wie die Zeit der Abendnachrichten heranrückt, legen sie die Spiele beiseite, und der Barkeeper muss den Lautsprecher einschalten. Gespannt sitzen die Bauern und Arbeiter um den Apparat herum und horchen ernsthaft die Nachrichten ab, und diese sind nach übereinstimmender Ansicht »very bad«. Ich muss mich zu ihnen setzen und werde ins Gespräch gezogen. Die Bauern sind eher gegen den Krieg, die vier Chauffeure dafür. So ändern sich die Zeiten. Der eine der Lastwagenführer spricht sehr geläufig und ist um Argumente nicht verlegen, den andern seinen Standpunkt darzulegen. Er sieht aus wie ein behäbiger Bürgersmann vom respektablen Bäuchlein bis zum wohlgepflegten Schnauz, und er ist der älteste der vier und mag 60 Jahre zählen. Nie würde ich vermutet haben, er sei ein Kommunist, und ich wundere mich, wie er sich offen dazu bekennt. Zwei andere sind von der »labour party«, und der vierte Mann des Steuerrades ist katholischer Ire. Trotz aller Leidenschaftlichkeit der Diskussion, die von zwei Bauern und dem behäbigen Moskowiter geführt wird, herrscht ein Unterton von Höflichkeit, wie es sich für ein seit Jahrhunderten demokratisches Volk geziemt.

Droben im Raum mit den 10 Betten geht die Diskussion weiter, derweil sich jeder sein Nachtlager herrichtet. Der kommunistische Grosspapa steht am Fensterbrett und bürstet eifrig seine Schuhe und salbt sie sehr sorgfältig, um sie nachher exakt, Schuhnesteln eingelegt, unter dem Bettrand zu versorgen. Dann zieht er eine kleine Flöte hervor und spielt liebliche Weisen; er scheint es müde zu sein, die andern zu bekehren. Bevor er dann das Licht ausdreht, möchte er doch noch von mir ein politisches Glaubensbekenntnis haben und ist sehr enttäuscht, dass ich ihm in fast allen Fragen entgegenrede und mich allein zur Demokratie »sans phrase« bekenne. Die beiden Labours und der Ire stimmen mir zu. So besteigt der moskowitzische Grossvater mit resignierendem Achselzucken seinen »Kahn« und dreht sich gegen die Wand, und so eifrig er vordem sprach, so tapfer beginnt er bald zu schnarchen, und dies ist bei weitem nicht so lieblich wie sein Flötenspiel. Irland beginnt bald dieses Sendeprogramm aus Moskau zu missfallen, und nach Zurufen und Rütteln und Püffen dreht es kurz entschlossen den Sender der lieblichen Töne auf die Seite, was dieser mit einem zufriedenen Grunzen, die Labour Party mit Lachen quittiert. Noch lange muss ich dem Irländer von seiner grünen Heimat erzählen, und wenn ich einen Ort nenne, den er kennt, ist er entzückt. Viele Jahre sei es her, dass er zum letztenmal drüben gewesen; er habe eine zahlreiche Familie, und da reiche es einfach nirgend hin. Fröhlich will er mit mir zum Stall; auch als Mann des Steuerrades hat er als echter Ire die Liebe zum Pferd nicht eingebüsst. Gerne möchte er mit seinem Bruder tauschen, der drüben geblieben ist und ein kleines Moorgütchen bewirtschaftet, sehr arm und doch glücklich in seiner

Weltabgeschiedenheit, derweil er sich oft im grössten Trubel der Grossstädte einsam und verlassen vorkomme - sehe er doch nicht einmal alle Sonntage seine Frau und Kinder.

Liebliche Töne wecken uns am frühen Morgen: der Kommunist hockt auf dem Bettrand und spielt auf seiner kleinen Flöte. Wir rappeln uns auf, und wie wir mit der Hand über die Woldecke streifen, ist sie feucht vom Morgennebel, der durch das weit geöffnete Fenster strömt. Noch ist es zu früh zum »breakfast«, und alle vier wollen nun mitkommen zum Stall. »For ever« ist höchst verwundert über den zahlreichen Morgenbesuch, und wie ich Bürste und Striegel aus der Satteltasche klaube, nimmt sie mir der Ire höflich aus der Hand; er lässt sich das Vergnügen nicht nehmen, wieder einmal einen schlanken Pferdeleib zu bürsten, und umarmt mehrmals meinen Hunter. Beim Pferdeputzen haben die Briten einen sonderbaren Brauch: sie nehmen die Backen voll Luft und stossen mit jedem Bürstenstrich zischende Laute aus, wie eine alte Rangierlokomotive, und dies scheint tatsächlich die Pferde zu beruhigen und auch »For ever« zu gefallen. Der Kommunist möchte auch etwas tun; plötzlich verschwindet er, kommt dann mit einer Oelkanne zurück und salbt »For ever« nicht ohne Beschwerden, da ihm sein Bauch stets in die Quere kommt, die Hufe. Zwei Hufe bringt er fertig - dann gibt er mit gebieterischer Gebärde die Oelkanne an die Labour-Party, und diese vollendet sachkundig das Werk. Dann muss »For ever« aus dem Stall, um richtig besichtigt zu werden, und der Ire als Sachverständiger gibt ein lobendes Urteil ab. Der kommunistische Grosspapa bekennt, von Pferden so viel zu verstehen wie ein Schäferhund von einem Dynamo; trotzdem gefalle ihm »For ever«. Ihm gefielen überhaupt alle Tiere, und er glaube, es wäre weniger Streit in der Welt, wenn alle Menschen sich mit Tieren abgeben würden. Er fahre nicht einfach zu, wenn im Lichtkegel seines Scheinwerfers ein Häschen verzweifelte Anstrengungen mache, aus der Blendung zu kommen, wie das die meisten täten, sondern bremse und blende kurz ab, und trete dann die Katastrophe für Meister Lampe dennoch ein, so habe er sich doch nichts vorzuwerfen. Der kommunistische Grosspapa muss sicher dem gemässigten Flügel angehören und ist mir um eine Nuance sympathischer, wie wir zum Frühstück gehen. Vor dem Abschied nimmt mich der Ire noch beiseite und drückt mir eine sonderbare Münze in die Hand mit einer Muttergottes und dem Jesuskind aufgeprägt: dies sei ein Amulett, vom Bischof geweiht; er möchte es mir geben, damit ich auf diesen gefährlichen Strassen mit meinem Pferd vor Unfällen behütet werde. Ich finde diese Anteilnahme rührend und echt irisch und danke ihm. Der Kommunist hat inzwischen nicht ohne Mühe seinen kalten Motor in Gang gebracht; mein Katholik sitzt neben ihn, und mit Oelgestank und Abschiedswinken fahren sie los, gefolgt von der »labour party«.

Ueber Newport, eine Industriestadt mit trubelndem Verkehr, und durch ein reiches Bauernland nach Wolverhampton, möglichst auf Nebenstrassen, auch wenn dies Umwege bedingt und diese Nebenstrassen auf der Karte nicht vermerkt sind. Bei einer grossen Farm unter dem Laubdach uralter Bäume machen wir Mittagsrast. Irgendwie gleichen sich alle diese englischen Farmen: das Wohnhaus etwas abseits, in der Mitte der Farm der weite Düngerplatz, darum im Viereck die Stallgebäude. Meist ist alles sauber und aufgeräumt - hier nicht: ein beispielloser Schmutz und Unrat in allen Ecken bis hin zum Wohnhaus, das einst ein Herrenhaus gewesen

sein mag. Ein schmieriger, alter Bauer mit einem Hemdkragen von unvorstellbarer Schmutzigkeit gibt freundlich Bescheid und holt mir Milch herbei, setzt sich dann zu mir auf die sonnenwarme Mauerruine des ehemaligen Gartens und plaudert. Neben der Haustür hängt eine kleine Vogelkrätze, und ein kleiner Buchfink macht verzweifelte Anstrengungen am engen Gitter, die goldene Freiheit zurückzugewinnen. Ich finde es gemein, einen Buchfinken einzusperren, und beschliesse, sobald mir der Alte den Rücken kehre, dem Vogel die Freiheit zu geben. Beinahe hätte ich damit eine unverzeihliche Dummheit begangen; denn der alte Bauer bemerkt, dass mich der Vogel interessiert, und erzählt, er sei sehr jung aus dem Nest gefallen, und wenn er ihn jetzt schon herausliesse, würde er den Katzen zum Opfer fallen; in 8 Tagen etwa mochten seine Federn genügend gewachsen sein, und dann dürfe er sein Gefängnis verlassen. Ich schäme mich meines unberechtigten Verdachts und bin nun mit dieser humanen Schutzhaft einverstanden. Dieser alte und sehr schmutzige Bauer korrigiert vordem über die mittellenglische Gastfreundschaft Gesagtes - er will für die drei Glas Milch absolut keine Bezahlung nehmen.

Stadt hängt an Stadt, und die Vorortsiedlungen haben bis auf kümmerliche Reste das grüne Land verschlungen und greifen mit ihren Strassen gleich tausendarmigen Polypen immer weiter hinaus in Feld und Weide. Der trübe und neblige Tag und der bisweilen rieselnde Regen verschulden kaum allein die Trostlosigkeit dieser industriellen Massensiedlungen. Da ist Wolverhampton und geht fast unmerklich über in Bilston und nach Wednesbury; mit West-Bromwich beginnt schon das Weichbild von Birmingham, Armselige Arbeiterhäuschen, die ein schmaler Vorgarten oft mit wenigen Quadratmeter Rasen und einem schwindsüchtigen Bäumchen noch trostloser macht, eng zu Zeilen gereiht, dann die zusammengebauten Vororthäuser gehobener Bürgerlichkeit, 20, 50, 100 genau gleich nach Plan und Grundriss, jeder vom andern wissend - so und nicht anders sieht's auch bei dir aus, übergehend zur eigentlichen Stadt, die nur im Zentrum den trügerischen Flitterglanz heller Läden und Auslagen kennt, ein Rathaus, eine grosse Kirche, ein Denkmal, alles schwarz, alles russig, alles unsagbar trostlos, langweilig und ohne ein Atom von Hoffnung. Man wundert sich, dass da Menschen leben können und dass sie diese Stein gewordene Stumpfheit ertragen, jahrelang, jahrzehntelang, ein ganzes Leben lang.

Wie wir nach Birmingham ziehen und uns mit
Bureaukraten und Paragraphen herumschlagen.

Der Verkehr wird dichter, die zweistöckigen Trams folgen sich schneller; doch immer noch geht's sieben Meilen hinein ins Herz von Birmingham. »For ever« ist so aufgeregt wie nie. Ich sitze ab, sie am Zügel zu führen; trotzdem setzt sie mir mehrmals aufs Trottoir, und Frauen flüchten kreischend in die nächste offene Ladentür. Unfern das typisch kurze, stossweise Zischen und Dampfen einer Rangierlokomotive - also muss in der Nähe ein Bahnhof sein, und

wo in einer grössern Stadt Englands ein Bahnhof ist, da gibt's auch Stallungen, denn die Bahnverwaltungen halten Tausende von Pferden für den Zustelldienst zum Haus und auch zum Verschieben von Wagen und zur Zusammenstellung der Züge. Bald habe ich den Stall gefunden. Ein Stallportier schleppt Futter herbei, und ich freue mich, hier mitten im Bahnhof für »For ever« eine ruhige Stätte gefunden zu haben. Da fährt ein Zug in die Halle und donnernd direkt an den düstern Stallfenstern vorbei, so dass »For ever« schnaubend mit den Vorderhufen in die Kufe springt. Ich muss sie beruhigen und aus dem Halfterzügel befreien - da naht wieder ein Zug, und sie muss sich an den Höllenlärm gewöhnen. Die Rangierpferde, grosse, klobige Belgier, schreckt kein Fauchen einer Lokomotive mehr. Sie stehen zwischen den Geleisen ganz allein und bewegen nicht einmal die Ohren, wenn hart an ihnen ein Zug vorüberdonnert. Ohne Führung machen sie keinen Schritt, wenn sie im Gewirr der Geleise stehen; sie wissen, dass in diesem teuflischen Irrgarten nur der Mensch sich zurechtfindet und dass über diese gleissenden Bänder der Tod dahinbraust.

Die Zeitungsverkäufer schreien mit voller Lunge: Der König hat die Mobilisation der Flotte angeordnet, das Unterhaus ist einberufen; der Krieg scheint unabwendbar. Ich fahre erstmals zur Hauptpost und finde unter den Briefen ein Aufgebot, das längst überfällig. Eine Geldsendung sollte ich schon in Liverpool erhalten, ich ritt jedoch vor ihrem Eintreffen weg; nun ist der Avis dafür da, und ich gehe zum Geldschalter, diesen wichtigsten Reiseproviant zu erheben. Doch der Kassier erklärt mir mit dem sanftesten Lächeln, diese Anweisung sei nicht hier zahlbar, sondern in Liverpool. Ich versuche ihm mit vieler Mühe verständlich zu machen, dass ich unmöglich mein Pferd hier lassen, nach Liverpool zurückfahren und das Geld abheben könne - das gebe mir zuviel Kosten, und ich hatte wirklich keine Zeit, ich müsse sofort und auf dem kürzesten Weg nach Switzerland. Der Kassier möchte mir offenbar behilflich sein und holt einen andern Kassier herbei, und dieser nimmt eine dicke Paragraphenbibel vom Regal und blättert nach und beweist mir auf Seite 452, Absatz 4, Alinea 2, dass Geld nur am auf der Anweisung vermerkten Ort ausbezahlt werden könne und dass da nichts zu machen sei, denn dies sei lediglich ein Avis und nicht Übertrag. Ich wünsche ihn mit seinen Paragraphen zu allen Teufeln, frage ihn, ob man denn hier im ersten Handelsland der Welt hinterwäldlerischer sei als im hintersten Balkan; es sei doch höchst einfach, dass die kgl. Postverwaltung von Liverpool der kgl. Postverwaltung von Birmingham den Betrag gutschreibe, und dies könne nachträglich gegen Uebertragung des Avis geschehen. Alles umsonst. Ich bin ordentlich wütend; aber ich werde diese Paragraphenreiter schon aus dem Sattel heben. Beim Portier verlange ich, zum Postdirektor geführt zu werden. Der Portier zieht die Augenbrauen hoch und will wissen warum. Wenn ich ihm den simplen Grund nenne, wird er höchst entrüstet erklären, der Herr Direktor könne sich um solche Bagatellen nicht kümmern. Aber ich habe einen Schlüssel: »Sesam, öffne dich!«: einen Zeitungsartikel der »Evening News« über meinen Ritt mit Bildern, ganze zwei Spalten. Ich drücke ihn dem dienstbaren Geist in die Hand mit der verstärkenden Ermunterung, die Angelegenheit sei sehr dringend. Er verschwindet nach oben, kommt gleich zurück und führt mich zu dem Gewaltigen, der über alle postalischen

Angelegenheiten von Birmingham und der Enden das Zepter führt - übrigens ein jovialer, alter Herr, für einen Engländer viel zu dick, und ich habe gleich alles Zutrauen zu seiner Hilfsbereitschaft. Dicke Leute sind immer irgendwie gemütlich und vertrauenerweckend. Der Herr Direktor ist bald im Bild. Aber auch er klaubt aus dem Pult den genau gleichen Wälzer hervor, und ich erkläre ihm, ich wisse schon: Seite 452, Absatz 4, Alinea 2 - aber darum handle es sich gar nicht. Ich müsse sofort einrücken, auf dem schnellsten Wege nach Switzerland, und ich möchte nun wissen, ob die kgl. Postverwaltung von Liverpool nicht für lumpige 10 Pfund Kredit habe bei der kgl. Postverwaltung von Birmingham. Das wirkt: Es sei zwar gegen die Vorschriften; aber ich solle mich in einer Stunde am Schalter wieder einfinden, nein, in einer halben Stunde - und nochmals misst mich der gute alte Herr mit einem sanften Blick -, nein, gleich jetzt, er nehme das auf sich, ich hätte nur die Abtretung zu unterschreiben. Ich bin mit allen Bürokraten der Welt ausgesöhnt, und wir schütteln uns recht herzlich die Hände; der Postdirektor von Birmingham wünscht mir, dass alles Kriegsgeschrei Rauch sei, und so kann ich erleichtert die breitausgelegte Marmortreppe hinabsteigen. Der Kassier ist zwar höchst erstaunt, mich wieder an seinem Drahtverhau auftauchen zu sehen, und zuckt schon die Achseln und schüttelt lächelnd sein Bürokratenhaupt. Aber hinter ihm erscheint der Direktor selbst und gibt ihm die nötige Weisung. So zählt er gravitatisch die 10 rotbraunen Lappen auf das Glacis und schiebt sie durch die Schiessscharte, jene wichtigste Munition, an der das Glück und Unglück der ganzen Welt hängt, und ohne die man nicht einmal reisen, geschweige denn Kriege führen kann. Zweite Sorge: meine Kofferchen, meine Schreibmaschine. Vor 10 Tagen sah ich sie zum letztenmal, und Liverpool muss sie nachgesandt haben nach Whitchurch und Whitchurch hierher nach Birmingham. Die Leibwäsche, die ich in der Satteltasche mitführe, ist verbraucht; ich muss aber meine Effekten auch aus weitem Gründen haben, denn ich will auf dem schnellsten Wege nach London - dann können wir weiter sehen. Einen Stadtplan von Birmingham habe ich in meiner Kartensammlung. So fahre ich mit viel Mühe und Zeitaufwand vier Bahnhöfe ab; doch meine Kofferchen sind nirgends zu finden. Die Beamten zucken die Achseln: Es sei alles drunter und drüber, alle Züge seien überfüllt, die Mobilmachung der Flotte, der Einzug von Zehntausenden von Reservisten, die Flucht von Zehntausenden von der kriegsgefährdeten Stadt aufs Land. Papiere finde er keine, erklärt mir der Beamte am letzten Bahnhof; aber ich könne ja selbst einmal durch den Schuppen gehen und suchen. Ich finde diesen Ratschlag zwar ganz aussichtslos, mache mich aber gleichwohl auf die Pirsch. Eine endlose Halle, Güter an Güter, Kisten, Fässer zu Zehntausenden, dann wieder Berge von Koffern und Körfferchen aller Alter und Farben, blendend neue und übel zerkratzte, arische und nichtarische. Nach einer mühevollen Stunde gebe ich's auf. Der Beamte ist ein gar zuvorkommender Mann. Er verspricht mir, am Morgen noch einmal genau nachsehen zu lassen und an alle Stationen zu telefonieren, und er will sich persönlich verbürgen, meine vermissten Lieblinge sofort auf dem schnellsten Weg nach London zu befördern.

In derselben Nacht noch will ich nach London verladen. Dies kann aber nicht von der Station aus geschehen, in deren Stallung ich »For ever« versorgte, sondern nur am Zentralbahnhof. So

fahre ich eilig dorthin, vorerst den Wagen zu bestellen - eilig, soweit dies mit der Trambahn in diesem riesigen Verkehr mit minutenlangen Halten an jeder Kreuzung möglich ist. Man wird da ordentlich nervös und trommelt mit den Fingern an den Scheiben und verwünscht die Lichtsignale, die sich verschworen zu haben scheinen, immer gleich bei unserem Näherfahren auf Rot umzuleuchten. Am Zentralbahnhof habe ich viele Mühe, den »station-master« zu finden; denn in seinem Bureau ist er nicht. Wie ich ihn endlich habe, gilt's, Formulare auszufüllen, einen regelrechten Transportvertrag, hintenauf als integrierender Bestandteil aufgedruckt in 60 Artikeln, für was alles die Transportanstalt im Falle eines Unfalles nicht haftbar sei - was man akzeptiert, ohne zu lesen, wie einen Versicherungsvertrag. Ich hätte Glück, sagt der freundliche »station-master« - in Birmingham gibt's nur nette und freundliche Bahnbeamte -, in fünf Viertelstunden könne ich mit meinem Pferdewagen gleich dem Schnellzug angehängt werden. Das gibt nun eine Hetze; denn drei Meilen sind's zum Stall der andern Station. Ich möchte den dicken Tramkondukteur stupfen, wenn er an der Haltestelle zaudert, Abfahrt zu läuten. Doch endlich sind wir soweit, und ich stürze mit Todesverachtung zwischen einem Strom von Wagen hinüber zum Stall. »For ever« begrüsst mich wiehernd, wie immer; sie war sich sicher schon recht verlassen vorgekommen. Aber ich habe keine Zeit zu Liebkosungen - Sattel auf, Zaum an, rechtsum und hinaus! Eiliger als ich scheint es noch »For ever« zu haben; der Riesenbetrieb regt sie auf, und sie tänzelt schon wieder. Qualvolle 40 Minuten, in denen uns der Vehikelstrom vorwärts schiebt - schon nach 5 Minuten schwitze ich mehr als der Ramseyer-Köbel beim Heuen. Denn ich habe sehr Mühe, »For ever« zu halten, und sie hat guten Stand mit ihren Mordaxstollen, während meine Schuhnägel von Penrith gerade jene abgeschliffene Glätte haben, die das Ausschreiten auf diesem spiegelglatten Asphalt zum Akrobatenkunststück macht.

Der »station-master« erwartet mich selbst und war schon sehr besorgt, denn der Wagen muss vor dem Eintreffen des Schnellzuges ummanövriert werden. Ich staune über den komfortablen Pferdetransportwagen, der bereit steht. So etwas gibt es bei uns nicht - so etwas gibt's wohl nur im reichen England. Meine Sturzkappen für »For evers« Vorderknie, meine Bandhalfter und Seile brauche ich gar nicht auszupacken. Der Wagen hat auslegbare, gepolsterte Standwände; vorn ist eine durchgehende Krippe, mit Futter aufgefüllt, und ein Wasserbecken. Das Pferd wird an den einen Stand herangeführt, dann die zweite Wand dicht herangeschlossen; überall, zu beiden Seiten, hinten und vorn, sind Lederpolster, und das Pferd kann weder schwanken noch stürzen. Vor der Krippe sind verschiebbare Guckfenster; sie gehen in ein gepolstertes Coupé für den Pferdebegleiter, so komfortabel wie bei uns die II. Klasse. Dem Pferd kann kein Unfall zustossen; man sitzt aber trotzdem seinem Kopfe gegenüber und kann ihm beruhigend zusprechen und durch das Fenster den Hals streicheln, wenn es Furcht hat. Drei Bahnarbeiter sind noch da und die Zuvorkommenheit selbst. Wie sie hören, ich sei aus Switzerland und wolle einrücken - und sie scheinen mich schon halb als Todeskandidaten zu betrachten, denn Switzerland sei doch verdammt nahe am Braten, der anbrenne. Jeder will mir etwas herbeischleppen: einer bringt Zeitungen, der zweite zwei Fläschchen Guinness, der dritte einen

Papiersack voll Trauben und Schokolade. Ich will absolut nichts annehmen; aber sie lachen nur und versorgen alles im Gepäcknetz. Nun gibt's einen Ruck - die Bahnarbeiter schütteln mir die Hand und wünschen Glück, die Rangierlokomotive schiebt uns hinüber in die grosse Halle, und »For ever« schnaubt ängstlich und frisst erst wieder, wie der Wagen ruhig steht. Wir halten direkt am Perron. Der Bahnhof ist überfüllt - besonders viele Matrosen; man möchte glauben, Birmingham sei irgendwohin ans Meer gerutscht. Schon hier verlassen Tausende die Stadt - wie erst wird das in London sein! Alle Züge nordwärts werden mehrfach geführt. Wer irgend kann und Zeit und Geld hat, macht nochmals Ferien, und es gibt dafür schon ein geflügeltes Wort: »Hitler-Holydays«. Die Zeitungsausrufer schreien sich die Hälse heiser, und dies wäre gar nicht nötig, denn ihre Nachtausgabe findet reissenden Absatz. Die Menge aber ist ruhig und gefasst. Vorn in der Bahnhofshalle steht sie vor den Fahrkartenschaltern Schlange und wartet geduldig die Reihe ab - Geduld, Geduld! Je riesiger eine Stadt, desto mehr zwingt sie die Menschen zum Ausharren, zum Abwarten, zum Sichschiebenlassen. Keiner drängt, keiner denkt an die Nützlichkeit seiner Ellbogen; es würde ihm auch schlecht bekommen. Und wer hier nach dem altbernischen Bauernspruch: Wär uverschant isch, läbt descht bas« handeln wollte, würde aus der Reihe geschmissen und könnte nochmals ganz hinten anschliessen. Aber auch die kontinentale Höflichkeit verliert sich in den englischen Grossstädten. Auch der gebildete Gentleman verzichtet darauf, bei solchem Schlangenstehen der nachfolgenden Dame den Vorplatz zu überlassen. Machst du im Tram einer Dame Platz, ist es mehr Verwunderung als Dank, den du erntest. Der Brite hat der Frau weitgehende Gleichberechtigung eingeräumt; nun soll sie auch im Ertragen gleichgestellt sein, und die alte Ritterlichkeit gilt nur noch im geschlossenen Gesellschaftskreis.

Nebenan auf dem Geleise fährt der Schnellzug ein, und schon spüren wir den Puff der Rangierlokomotive wieder, die uns eilig aus der Halle dampft und dann hinten an den Zug anschliesst. Das kann ja nett werden; ich habe da einige Erfahrungen, was es heisst, in einem Zweiachsenwagen hinten an die ungeheure Schlange eines Express angehängt zu werden, und gebe schon jetzt »For ever« einen Beruhigungsvorschuss durch Streicheln des schlanken Halses. Ganz sachte fährt der Schnellzug an, und langsam gleiten wir aus der riesigen Halle mit ihren winkenden und Abschied rufenden Menschenmassen, und bald steigert sich das Tempo, und die Lichter der riesigen Handelsstadt rücken näher und näher zusammen, werden zu winzigen Pünktchen und verfliessen in ein rötliches Leuchten am Horizont der tiefschwarzen Nacht.

Wie »For ever« alle Meilenfresser überholt
und wir in das grösste Kaff der Weltgeschichte fahren.

Wir spüren das wippende Federn der Achsen, und immer schneller geht's dahin, und unser Pferdewagen zuhinterst an der endlosen Schlange beginnt zu »schwänzen«; »For ever«

schnaubt entrüstet und erschreckt, den Häcksel mit den Nüstern durch das Guckloch stäubend. Wir müssen ein Tempo haben, das alle Meilenfresser der Strasse weit hinter sich lässt. Der Rhythmus der Räder, die über die Schienenbindungen rasen, steigert den Takt wie in Moser-Chrigelis Tenne im Chrottegrabe, wenn die vier Moser-Buebe dreschen: Die Dili muess abe, die Dili muess abe, die Dili muess abe . . . Und wenn es donnernd und rüttelnd über die Weichen kleiner Provinzbahnhöfe geht: Heit-ech, heit-ech, heit ech! Ich lege die Zeitung beiseite, um durch das Schiebefenster beruhigend »For evers« Hals zu streicheln. Was mag sie denken? Wie unvernünftig mag ihr solche Hexenfahrt vorkommen, deren Zweck und Ziel sie sich nicht zu deuten vermag! Irgendwie scheint sie trotz allem Vertrauen zu fassen, weil sie meine Stimme hört. Es gibt zwar da noch besondere Schrecknisse, wenn unter höllischem Zischen und Rattern hart nebenbei auf dem zweiten Geleise ein Zug kreuzt, dessen Lichter zu einem flimmernden Strahl zusammenfliessen, wie das Mündungsfeuer vieler Batterien, oder wenn eine Unterführung oder gar ein kleiner Tunnel den Lärm verzehnfacht von den feuchten Wänden widerwirft. So sind wir herzlich froh, wie es in Oxford einen Zwischenhalt gibt und dem Zuge hinter uns noch weitere Wagen angehängt werden, so dass wir nun nicht mehr am Schweif der langen Schlange hin und her schlenkern.

An der Paddington-Station kann »For ever« wie jeder andere Passagier direkt aufs Perron aussteigen, und sie beeilt sich, aus dem gepolsterten, engen Verschlag herauszukommen. Wie ich ihr den Sattel auflege, sammelt sich eine riesige, neugierige Menschenmenge, und bald zirkuliert das dumme Gerücht, das sei ein »German Officer«, der in den Krieg ziehe, und dies ist unter den obwaltenden Stimmungsverhältnissen nicht gerade angenehm. »Doris wird Dich abholen, damit Du Dich in diesem grössten Kaff der Weltgeschichte nicht verläufst«: so schrieb mir mein alter Jugendfreund und Dienstkamerad Bucher, der sich hier als Kunstmaler durchs Leben schlägt, und Doris ist wirklich da und hat alles schon geordnet. Auch die Paddington-Station hat Stallungen, und da es schon spät ist, bin ich sehr froh, sie für »For ever« zu benützen. Der Tagespensionspreis beträgt 6 ½ Schilling, also etwa 7 Franken. Die Stallungen sind sehr schön, hoch und licht, mit breiten Ständen, und das Futter, das der freundliche Bahnstallknecht herbeischleppt, ist sehr reichlich und gut. Uebrigens will ich gleich morgen alles ordnen, nach Folkestone-Boulogne Richtung Schweiz verladen zu können. Aber die Ereignisse auf der politischen Bühne des Welttheaters haben ein noch schnelleres Tempo - und einmal mehr soll alles ganz anders werden, als wir planen.

London ist die Stadt der Distanzen, die Schule der Geduld, das Land des Wartens. London ist die Stadt der einsamen Menschen. Alles ist weit und endlos und zeitraubend und nervenzerreibend. Ich wohne bei meinem Freund in Peckham; sein Künstleratelier hat er in Westend. »For evers« Stall ist in Paddington. Auf baslerische Verhältnisse übertragen, will das etwa heissen: Rheinfelden-Waldenburg- Aesch. Doch man kommt unendlich viel schneller von Rheinfelden nach Waldenburg als von Peckham nach Paddington, und schnell ist man von Basel in Aesch - und wie qualvoll lange dauert's von Peckham nach Westend! Dabei ist das alles noch Zentrum; das schwierigste Problem Londons ist das Verkehrsproblem der Vororte.

Der Londoner bringt ein Tagesdrittel auf der Untergrundbahn, im Tram, im Bus zu und - mit Umsteigen und Warten: Geduld und Warten von früh bis spät, von Montag bis Samstag, von Neujahr bis Silvester. London zählt mit den längst verschmelzten Vorstädten Croydon, Richmond, Barnet und andern mehr als zehn Millionen Menschen. Eine Million davon ist damit beschäftigt, die andern neun Millionen tagtäglich mit harter Geduld und eisernen Nerven durch diese grösste Wüste aus Stein zu steuern - als Bahnbeamter, Tramführer, Buschauffeur, Taxiführer, Fuhrmann. Der kleine Mann in London kann sich kein Familienleben aufbauen, wie wir es kennen und schätzen und nicht missen möchten. Der Beamte, der Angestellte, der Handelsbeflissene, der kleine Künstler und Intellektuelle, der Arbeiter, sie wohnen irgendwo draussen in einem der kleinen Häuschen aus rotem Backstein, in einer Zeile von 200, 300, 600 ganz gleichen kleinen Häuschen aus ganz gleichem rotem Backstein. Wenn die Kinder noch schlafen, verlässt der Mann das Haus, und seine erste Sorge ist, möglichst bald einen Bus, ein Tram seiner Linie zu finden - Linie 462 erst, dann umsteigen auf Linie 188, dann wechseln auf 644. Das weiss er alles so exakt - er würde keine dieser Nummern im Traum verfehlen. Aber wo Linie 463 und 189 und 645 hinführen, das könnte er dir nicht sagen - das weiss er so wenig wie du und ich. Dann fährt er eine Stunde mit vielen Halten, steigt um und wartet, fährt wieder eine Stunde mit vielen Halten, steigt um und wartet und fährt noch eine halbe Stunde. Nun ist er seit früh 6 Uhr unterwegs, und es ist 9, und er eilt, mit dem Stundenschlag seinen Arbeitsplatz einzunehmen. Hier liegt der Schlüssel der englischen Arbeitszeit, die uns in Irland so sonderbar verschlafen vorkam. Der kleine Mann in London steht nicht später auf als wir - nein, früher; aber wenn er zur Arbeit kommt, hat er einen sechsmal weiteren Weg hinter sich als wir und ist schon etwas matt und müde. Die Mittagszeit ist kurz; es reicht zu einem Sandwich in einer Bar. Und meist ist's auch wieder eine Viertelstunde hin - eine Viertelstunde zurück. Abends beginnt wiederum seine Anabasis: Tram 644, warten, Tram 188, warten, Tram 462 - wie am Morgen, wie alle Morgen; nur die Reihenfolge der Tramnummern ist umgekehrt. Und wieder ist es schon dunkel, wenn er zu der langen Reihe »seiner« Ziegelhäuschen aus rotem Backstein kommt, und die Kinder sind schon zu Bett, müde vom langen Schulweg. Und auch er ist müde und abgehetzt und irgendwie schlecht gelaunt, und der flüchtige Kuss, den er seiner Gattin gibt, ist nur ein trügerisches Schimmern längst vergessener Zärtlichkeit. Das Familienleben ist dann noch eine halbe Stunde am Kaminfeuer: Zeitung lesen, Radio, dann schlafen und vergessen. Das Gehalt reicht nicht aus zum Theaterbesuch, zu einem Konzert, zu einer Geselligkeit, zu einem Vereinsabend. Und wenn das Gehalt reichen würde, so reicht die Zeit nicht, die man im Tram, im Bus, an Umsteigestellen totschlug in täglicher Langeweile. Einmal im Winter, zweimal im Winter ein Programm der Vorstadtkinos, und schon dies ist mühsam und erfordert neue Kraft nach all der Hast des langen Tages. Also lieber gar nicht.

Noch schlimmer ist das Leben der Frau des kleinen Mannes. Sie hat ihr kleines Häuschen, ihr Gärtchen hinten hinaus, genau 10 Yard lang und 4 Yard breit, wie alle 200, alle 400, alle 600 Häuschen an der gleichen Zeile. Sie hat ihre hellgestrichene Küche, ihre drei Zimmer mit hübschem Mobiliar und Bildern, und sie hat - unendlich viel Zeit. Die Kinder gehen früh zur

Schule und kommen mittags nicht heim; abends haben sie ihre Aufgaben und müssen bald zu Bett. Ist der Mann früh weg, sind die Kinder zur Schule, so liegt wie eine Wüste ein ganzer Tag vor ihr - ein Tag, mit dem sie nichts anfangen kann; ein Tag, der ihr nichts bieten, den sie nicht nutzen kann. Die reiche Lady im Villenviertel hat kein besseres Familienleben. Aber ihre Zeit ist ausgefüllt: sie hat ihr Merkbüchlein für Verabredungen, für Einladungen, ihre Sitzungen im Wohltätigkeits- oder Tierschutzverein; sie hat am Morgen schon viel anzuordnen, der Dienerschaft die Arbeit einzuteilen, mit dem Chauffeur zu Einkäufen in die Stadt zu fahren, zur Schneiderin, zur Putzmacherin, zum Masseur; sie kann rasch nach Brighton hinunterfahren an den Strand - und abends trifft sie ihren Gemahl im Foyer des Theaters, im Konzert. Sie hat ihr Tennis, ihr Bridge, sie hat ihr Polopferd in der Reitschule, und die Reitschule ist neben dem prächtigen Haydepark. Ach, sie hat so viele Stunden im Tag zuwenig, wie die kleine Frau des kleinen Mannes zuviel hat! Denn das Gehalt des kleinen Mannes lässt nicht so viel Nadelgeld übrig zu Fahrten in die Stadt, zu Einkäufen, zu einem Tee, zu einer Einladung. Immer reicht es irgendwie nicht: die kleinen Besorgungen beim Metzger, beim Bäcker, beim Konsumladen lassen sich am immergleichen Häuserblock an der immergleichen Strassenkreuzung schnell erledigen, und was sieben Strassen weiter liegt, ist ihr »terra incognita«. Und sonderbar: die kleine Londoner Frau pflegt keine nachbarliche Freundschaft mit der kleinen Frau im Häuschen nebenan. Sie wissen nichts voneinander, oft nicht einmal den Namen. Sie besuchen sich nicht, sie sind sich gleichgültig; ein kurzer Morgengruss ist die ganze Unterhaltung, wenn sie sich beim Ausgang treffen. Es gibt nicht einmal Klatsch, der so viele Stunden der Frau der Kleinstadt, des Dorfes ausfüllt. Wo man so gar nichts voneinander weiss, wo man sich aus den Augen verliert, wenn man hundert Yard von der Häuserzeile weg ist, und untertaucht in einem unendlichen, wogenden Meer von Menschen, da stirbt sogar der zählebige Klatsch. Warum ist das so? wirst du, lieber Leser, erstaunt fragen. Warum schliessen sich diese kleinen Frauen nicht zusammen? Warum nähen sie nicht gemeinsam, zu zweien, zu vierten im kleinen Gärtchen und plaudern und erzählen? Es gibt dafür Gründe: Sie stammen nicht aus der gleichen Gegend, sie kommen nicht aus der gleichen Schicht, eine ist zu ihrem kleinen Mann eine gesellschaftliche Stufe hinaufgestiegen, eine ist zwei Stufen hinabgestiegen, und vor allem: sie haben seit ihrer frühesten Jugend in dieser unermesslichen Wüste nichts anderes erlebt, als was auch die Nachbarin erlebte - sie erleben in ihrer eintönigen Ehe nichts, was nicht auch die Nachbarin erlebt: was sollen sie sich erzählen? wovon sollen sie plaudern? Es lohnt sich nicht, es lohnt sich nicht! Es ist alles so gleichgültig. Warum soll man den aussichtslosen Versuch machen, eine Geselligkeit aufbauen zu wollen, die den Keim des Zerfalls, das lastende Gewicht absoluter Ereignislosigkeit, die Oede tödlicher Langeweile in sich trägt? Es lohnt sich nicht. Wieviel glücklicher ist die kleine Frau des armen Moorbauern im unendlichen irischen Moor, drei Stunden weg von andern Menschen! Sie sieht vielleicht jahrelang nie einen Fremden; aber sie hat ihre zwei scheckigen Kühe - es ist wichtig, wieviel Milch sie geben am Morgen und wieviel Milch am Abend. Sie hat ihre zehn Schafe, und ein Fest ist es, wenn im Jahre einmal der Mann mit zweien zu Markte fährt und heimkommt und erzählt, nicht nur einen

Abend, viele Abende von diesem Markt und wie vorteilhaft er verkauft und wie James Blackburn so dumm war, zu früh zu verkaufen, und zehn Schilling weniger löste; und wie wichtig es ist, ob die Hühner legen und ob es zuviel regnet und der Torfstich mühsamer ist und warum der Hund die letzte Nacht so auffällig knurrte und ob man das Heu dürr kriegt. Ihre Zeit ist ausgefüllt; ihre Kinder hat sie um sich und liebkost und scheltet sie. Wie schnell ist immer der Abend da, und man hat noch dies nicht getan und jenes vergessen, und morgen gleich zeitig wird man es nachholen und hat seine Pläne und Absichten und Erwartungen und Enttäuschungen. All dies hat die kleine Frau in London nicht. Sie war einst ein frohgemutes, hübsches, schlankes Mädchen. Sie hatte ihren kleinen Lohn im Warenhaus; aber er reichte zu billigem Schmuck und Putz und Dauerwellen und einem Kinobesuch. Und nun liegt dieses herrliche Leben, das ja schon gar nicht so herrlich war, wie sie glaubt, längst hinter ihr, unendlich weit, für alle Zeiten entschwunden. Vor ihr aber dehnt sich grau und eintönig und immergleich das Leben der kleinen Frau des kleinen Mannes der grossen Stadt. Glückliche arme Frau im weiten, regenreichen irischen Moor - arme kleine Frau in der endlosen, grauen Wüste aus Stein von London . . .

Nun habe ich dir, liebe Leserin, lieber Leser, ein kleines und sehr unvollständiges Bild vermittelt vom Leben der kleinen Leute in der grössten Stadt der Welt, und ich habe es sogar etwas ausführlicher getan als bei der Schilderung der feudalen Schlösser des britischen Adels. Bedenke aber, dass es das Leben jener Schicht der Grossstadt beschreibt, die bei uns zum Mittelstand zählt, und dass es daneben Armen-und Elendsviertel gibt, die nicht trauriger, nicht öder, aber unendlich dürrtger sind, viel düsterer und schmutzig und eng und ungesund. Und doch - hier in diesen russigen Winkeln des untersten Proletariats, hier, wo ein heroischer und grausamer Kampf ums nackte Leben, um das tägliche dürrtge Brot alle Tage mit katzenartiger Zählebigkeit geführt wird, hier ist doch der Alltag noch etwas bewegter und abwechslungsreicher und zeittötender als im kleinbürgerlichen Viertel. Hier gibt es immer etwas - einen Zank, einen Streit, hier gibt es Klatsch - und zahlreicher patrouillieren die Konstabler und haben neben dem Dirigentenstock auch noch den Gummiknüppel und den kleinen Browning. Hier gibt's nächtlichen Radau und oft gar eine Razzia. Hier hausen unter ehrlichen armen Teufeln die Taschendiebe und die Gauner vom leichten bis zum ganz schweren Kaliber. Hier wohnen die Hehler und Zutreiber und die Dirnen und Zuhälter. Und wenn auch das Leben fast nur abstossende Seiten zeigt, so pulsiert es doch und bringt Aufregung und Angst und Schadenfreude und Neid und hackt ereignisreiche Kerben in die bleiernen Stunden.

Der Spediteur, bei dem ich wegen Versand meines Pferdes verhandle, macht ein bedenkliches Gesicht: Unmöglich, nichts zu machen. In Frankreich ist mit der Teilmobilisation ein Gesetz erlassen worden, das jeden Export und Reexport von Pferden verbietet. Meine Einrede, es handle sich weder um das eine noch das andere, sondern einfach um einen Transit, ich könne doch hier nicht sitzen, bis der Krieg vermieden oder entschieden sei, nützt nichts. Ein Transport von 200 Pferden für die Eidgenossenschaft könne auch nicht passieren. Ich könne mich ja an das französische Generalkonsulat wenden; aber nützen werde es nichts. Ich habe mit Omnibus

und Tram schon wieder so viel Zeit verloren - das französische Generalkonsulat liegt, wie nicht anders zu erwarten in diesem schrecklichen Kaff, gerade wieder auf einer ganz andern Seite. So gehe ich über Mittag zur Paddington-Station, »For ever« einen Besuch abzustatten, und sie wiehert freudig, wie ich die Stalltür öffne - sie hat mich schon am Schritt erkannt. Ein kurzer Imbiss, dann wieder zwei Stunden Omnibus und umsteigen, und um 2½ Uhr stehe ich vor dem Konsulat mit der Trikolore - nicht allein; bis weit hinaus stehen die Leute Schlange: Reservisten, die zu ihrer Einheit einrücken müssen; Hunderte, die Pässe haben wollen; Dutzende, die Ratschläge wollen. Aussichtslos, da dranzukommen innert der vorgeschriebenen Besuchsfrist. So beschliesse ich, von der nächsten Kabine aus anzurufen. Ich will nicht eingehend schildern, mit wieviel Mühe ich endlich Verbindung bekomme, mit wieviel Mühe ich den richtigen Konsulatsbeamten an den Apparat bekomme und wie wenig der weiss, was er doch wissen sollte: Ja, wenn so ein Gesetz sei - und es werde schon so sein -, so bleibe nichts anderes übrig als ein Gesuch an das Kriegsministerium in Paris. «Je regrette», Klingelzeichen, abgehängt. Dem sagt man Hochbetrieb. Ich will dem hohen Kriegsminister nicht unnötiges Kopfzerbrechen machen - es muss einen andern Weg geben.

Wie »For ever« in die Ferien geht
und wir über den Kanal schaukeln.

Hinaus aus England können wir, hinein nach Frankreich können wir; aber aus Frankreich wieder hinaus käme ich allein, und »For ever« hätte alle Aussicht, in einen Krieg zu ziehen, der sie wirklich weniger angeht als Mr. Chamberlain. So gilt es, einen raschen Entschluss zu fassen. Ich habe sofort heimzukehren; »For ever« kann ich nicht mitnehmen, verkaufen mag ich sie nicht - und wer würde überhaupt ein Pferd kaufen mit dem Risiko, es morgen an die englische Armee zum Schatzungspreis abgeben zu müssen! Was ist zu tun? Drei Reitschulen suche ich ab, mit viel Mühe und Geduld und manchem Tram- und Busbillett. Die Herren lassen alle die Köpfe hängen und machen bedenkliche Gesichter: Ihr Betrieb sei seit vier Tagen wie abgewürgt. Die reichen Leute, die ihre Pferde hier hätten oder Pferde zum Reiten mieteten, seien Hals über Kopf abgereist auf ihre Landgüter in Wales, in Cornwall, in Schottland oben wenn möglich. Die Stallungen seien für die Armee requiriert, und sie müssten mit ihren Pferden, sofern sie nicht beschlagnahmt würden, selbst aufs Land hinaus. Sie wollten zwar mein Pferd nehmen - Pensionspreis 2 Pfund, einer gar für 3 Pfund wöchentlich, aber nur Weidefütterung auf ihrer ländlichen Farm; Transport hin und zurück extra. Das geht über mein ohnehin schwer havariertes Budget. Markten hat hier keinen Sinn und ginge nur zu Lasten der Pflege »For evers«. So verzichte ich. Diese Reitschulbesitzer sind zähe Leute und wissen die Konjunktur auszunützen. In Irland drüben könnte mir das nicht passieren; da würden sie sich darum raufen, mein Pferd in Pflege zu nehmen, und von Bezahlung dürfte ich gar nichts sagen. Hier ist alles

Geschäft, und die Zeiten sind schlecht. Vielleicht spekulieren sie gar darauf, »For ever« billig zu erhalten.

Doris weiss Rat. Es gibt doch so etwas wie ein Heim für alte Pferde, irgendeinen Tierschutzverein. Aber wie den ausfindig machen? Drei Stunden suchen wir in riesigen Adressbüchern, in noch riesigeren Telephonbüchern - schon wollen wir auch dies aufgeben, da haben wir's: Home of Rest for Horses; Patroness: Her Majesty Queen Mary; President: the Duke of Portland; in der Stadt ein Sekretariat. Wenn wir eilen und einiges Glück haben mit Tram- und Busanschluss, langt's noch vor Büroschluss - also rasch! Die Sekretärin ist noch da. Sie gibt mir gleich Verbindung mit dem Sekretär und Stallmeister, Captain Joyce. Der Captain ist sehr kameradschaftlich: Zwar sei es nicht der Zweck ihres Vereins, stolze Hunter im Heim aufzunehmen, sondern alte, abgeschundene Veteranen, blinde und havarierte Pferde, denen eine Tierfreundlichkeit, wie sie nur im reichen England möglich ist, einen ruhigen Lebensabend auf saftiger Weide und an voller Krippe sichern wolle. Doch in Anbetracht der besondern Umstände sei er bereit, und "your horse will be well looked after" (zu Ihrem Pferde wird sehr gut gesehen werden). Gleich morgen könne ich's hinaus bringen in die Westcroft-Stables, am Nordrand von London. So wäre also eine nicht geringe Sorge behoben. Man darf im fremden Land in verzwickter Lage nie den Mut sinken lassen, sonst ist man verkauft und verloren. Aber immer gibt's noch einen Ausweg, wenn man nicht klein beigt, und überall in der Welt hat's gute Menschen. Statt 3 Pfund habe ich 10 Schilling wöchentlich zu bezahlen, und dies ist erschwinglich, und besser könnte »For ever« nicht untergebracht werden. Es ist ein endlos langer Weg hinaus zur Stadt. Eine grosse Farm, ein grosses Verwaltungs- und Klubgebäude inmitten eines blumenreichen Gartens; unweit ein riesiges Viereck mit 88 grossen Boxen und ringsherum weite, saftige Weidegründe. Viele Dutzend Pferdeköpfe blicken aus dem obern Teil der Stalltüren; die meisten zeigen über den Augenbogen die tiefe Versenkung und das Stichelhaar des Alters. Sie wiehern, wie »For ever« aufrückt, und »For ever« wiehert zurück zum Gruss. Der Stallmeister hat bereits eine weite Boxe reserviert mit Ausblick auf sonnige Wiesen.

Ist diese Tierfreundlichkeit der Engländer eine übertriebene Marotte, eine fehlgeleitete Sentimentalität? Wir kennen die Einwendungen dagegen: Es gibt auch im reichen England so viele Zehntausende armer, hilfsbedürftiger Menschen, und die hundert und hundert Wohltätigkeitsinstitutionen und Fürsorgevereine reichen bei weitem nicht aus, aller Not dieser Armen zu steuern - warum dann Geld auswerfen, um alte Pferde noch einige Jahre auf freier Weide, ohne Arbeit und Plage, gehen zu lassen? Wäre nicht eine rasche Kugel, ein schmerzloser Tod ebenso human? Wir möchten diese anscheinend logischen Einwände nicht vertreten. Irgendwie spricht auch da der heilige Egoismus mit. Hält bei uns eine alte Jungfer ihre Katze besonders gut oder wird ein Hund verhätschelt, gleich kleidet sich der menschliche Egoismus in das Gewand der Menschenfreundlichkeit und zieht Vergleiche - als ob man nicht das eine tun und das andere nicht lassen sollte. Unsere Welt wäre wahrlich reich genug, aller Not zu steuern, wenn die Menschen wahrhaft gut würden. Weshalb sollen wir uns nicht freuen der spärlichen

Fürsorge für die Tiere, die wir uns der viel breiteren Fürsorge für die Menschen freuen, auch wenn diese immer noch ungenügend ist? Diese wenigen Pferdeheime - noch nicht einmal ein Dutzend in ganz England - vermögen nur einen Teil der alternden Pferde aufzunehmen. Das Pferd ist der getreueste Gefährte des Menschen seit Anbeginn der Kultur. Die Zahl der Pferde hat sich - Statistiken beweisen dies - in unserer motorisierten Zeit nicht vermindert; zu Millionen und Millionen leisten sie dem Menschen willig die Dienste, die er von ihrer Kraft verlangt im Frieden und Krieg. Ist es nicht erhebend, dass sich Menschen finden, die wenigstens an einer winzig kleinen Zahl dieser Diener oft schweres Unrecht gutmachen, eine kleine Belohnung aussetzen wollen?

Der Abschied von »For ever« fällt mir schwer - man kann ja in solchen Zeiten nie wissen. . . Bricht der Krieg aus, wird sie von der britischen Armee aus dem Heim geholt und vielleicht vor eine Kanone gespannt, und ich werde sie nie wiedersehen. So muss ich immer noch einmal in die Boxe treten und sie streicheln. Sie ahnt nichts von meinen Sorgen und kaut zufrieden ein schmackhaftes Heu. Wenn sie nur nicht hinausblicken wird, wenn ich weggehe. Ich werde nicht zurücksehen. So gehe ich hundert Schritte - da höre ich ein Wiehern hinter mir. Ich muss doch zurücksehen, und sie blickt mir vorwurfsvoll nach. Nein, ich will nicht mehr zurück - adieu, adieu! Ich will ganz fest daran glauben, es gebe keinen Krieg und wir werden uns wiedersehen. Ich habe noch eine Geldsendung abzuwarten, um heimreisen zu können, und sie sollte schon eingetroffen sein; aber die Schalterbeamten sind sehr skeptisch: Vielleicht morgen, vielleicht in drei Tagen, alle Betriebe seien überlastet, und an die üblichen Termine könne man sich nicht halten. So habe ich Musse, noch etwas mehr von London zu sehen.

Noch einmal gibt es eine Hetze. Der Geldavis kommt um 8 Uhr, die Post öffnet erst um 9 Uhr, mein Zug nach Newhaven fährt um 10 Uhr; aber zwischen Post-Office und Bahnhof liegen 5 Meilen. Aber es muss reichen - sonst verliere ich noch einen halben Tag. Punkt 9 Uhr sind wir am Postschalter, 10 vor 10 Uhr am Bahnhof. Die Billette für den Kontinent bekommt man im ersten Stock, und wie wir, immer drei Stufen nehmend, pustend oben anlangen, stehen viele Leute an den wenigen Schaltern. Ein kleines, zappeliges Männchen lässt sich eine Route nach dem Baltikum sehr eingehend erklären und hat immer wieder etwas zu fragen - und der Zeiger rückt merkwürdig schnell vor auf dem weissen Zifferblatt über der Tür. So nehme ich mir ein Herz und unterbreche die Reiseschilderung, worüber das Männchen sehr entrüstet ist: Hier gehe es nach der Reihe, und er sei dran. Ich kümmere mich aber nicht darum und verlange, sofort ein Billett zu bekommen. Der Beamte schreibt es durch, und ich möchte ihm die Feder führen, so hübsch zeichnet er die Buchstaben hin - und der Zeiger rückt immer weiter . . . Noch drei Minuten - ich werfe das Geld hin, und eilig geht's die Treppe hinunter, und wäre nicht Freund Bucher bei mir und müsste ich noch nach dem Perron fragen, möcht's nicht mehr langen. So wird der Abschied kurz; doch wir hoffen ja auf ein Wiedersehen, wenn ich zurückkomme, »For ever« zu holen.

In zwei Stunden sind wir in Newhaven und können gleich an Bord. Newhaven-Dieppe kostet gerade 15 Franken weniger als Dover-Calais; nur muss man sich länger schaukeln lassen: 3½

Stunden statt nur einer. Es sind eigentlich nur Nussschalen, diese Kanalboote, und wie wir aus dem Hafen sind, beginnt unser Kahn zu schlingern. Auch mit einem Billett 3. Klasse kann man in die Bar, und ich habe von der letzten Hetze durch die britische Kapitale einen respektablen Durst. So setze ich mich an den Bartisch. Da kommen zwei Passagiere 1.Klasse auf mich zu und begrüßen mich mit vieler Freude: ob sie mir einen Drink offerieren dürften? Irgendwie kommen sie mir bekannt vor; aber ich habe so viele Gesichter kennengelernt in kurzen neun Wochen - nicht einmal dem Orte, geschweige denn den Namen nach könnte ich die hocheleganten Gentlemen erkennen. Sie lächeln, wie ich mich wegen dieser Vergesslichkeit entschuldige, und stellen sich vor, und ich bin höchst belustigt: der eine ist der Kammerdiener, der mir an jenem strahlenden Morgen in Castle Forbes die Vorhänge des Himmelbettes der Prinzessin von Lieven zurückschlug; der andere ist eine der herzoglichen Livreen, die bei Tische bedienten - und nun erkenne ich sie wirklich wieder. Sie haben vier Wochen Ferien und wollen nach Frankreich hinüber, und ich finde das verwegen in diesen Zeiten. Aber beide sind zuversichtlich: Einen Krieg werde es nicht geben. Mr. Chamberlain ist ja eben nach München geflogen. Neben dieser hochnoblen herzoglichen Dienerschaft komme ich mir sehr mitgenommen und verwettert vor. Jeder will eine Runde bezahlen, und ich lasse nicht locker, mich zu revanchieren. So sitzen wir wohl eine Stunde und plaudern, derweil an den Barluken die Wellen zerstäuben und das Schiff sich wiegend seine Bahn durch die erregte See bricht.

Bei hohem Seegang geht man besser an Deck. Drei junge Mädchen aus der Normandie stehen an der Reling und singen, derweil der Sturmwind ihnen den Sprühregen in die schwarzen Locken stäubt. Ein kleiner, weisshaariger Gentleman steht bei ihnen, und dieses verwetterte Männchen scheint ein feiner Paprika zu sein. Er könnte sich schon selbst gegen die Neigung der Planken stemmen und brauchte nicht jedesmal einem der Mädchen in die Arme zu stolpern. Wenn diese Englishmen die Bretter eines französischen Schiffes unter den Füßen spüren, sind sie wie ausgewechselte Handschuhe, und alle Hemmungen scheinen sie oft an den Kreidefelsen von merry old England abgestreift zu haben. Der alte Paprika erzählt, er werde 8 Tage nach Paris gehen, und er werde hundert Pfund draufgehn lassen. Er liebe Frankreich, Frankreich sei das schöne Land, und nur in Paris wisse man zu leben. Dem werden sie droben im Montmartre seine braunroten Lappen schon wegzupfen! Schon hier kostet ihn sein Uebermut etwas - nämlich den Hut. Ein Matrose erscheint und lässt die Trikolore dreimal hoch- und niedergehen, denn drüben kreuzt ein Dampfer, und wir sehen auch den Union-Jack zum Gruss dreimal auf- und niederflattern. Die Passagiere grüssen und winken, und der alte Paprika schwenkt seinen breitrandigen Hut, und bei diesem Winde sollte er ihn besser halten - denn plötzlich entreisst ihm der Sturmwind den Hut, und er kollert über Deck nach der andern Seite. Das Männchen will ihm nacheilen und stolpert über ein Tau und landet am Herz einer alten Lady, und die Lady ist darüber anscheinend nicht entzückt, und während sich der Paprika entschuldigt, geht sein Hut jenseits über Bord.

Ein Herr mittleren Alters gesellt sich zu mir. Er ist französischer Reservehauptmann, war weit droben in Schottland auf einer Tour und geht nun mit Verspätung heimwärts, um zu seiner

Einheit einzurücken. Er äussert sich mit viel Bitternis über Mr. Chamberlains Friedenskünste und sieht die Zukunft düster und unheilrohend: Frankreich habe sein Wort gebrochen, und das werde sich rächen.

In Dieppe Zollrevision - zwei lange Bänke voll Kofferchen, davor die Passagiere, dazwischen die drei Zöllner. Mit einigen nehmen sie es sehr genau und lassen auspacken. Mich fragt der eine, was ich für ein Landsmann sei, und wie ich sage: »Suisse«, nickt er freundlich, macht das Zeichen: »Très bien.«

Nun geht's südwärts durch die lachenden Gefilde der Seine-Inferieure. Wie ein Garten breitet sich Frankreich unter dem Licht einer goldenen Abendsonne. Zahlreich weiden die Kühe auf saftigen Matten; friedlich liegen die kleinen Dörfer um die Kirchen mit den hohen, spitzen Türmen; und des Landmanns Hacke gräbt die reifen Kartoffelknollen aus schwerer, fruchtbarer Erde - ein Bild des Friedens.

Nur Paris hat noch ein ungewohnt kriegerisches Gewand. Die ersten Reservisten werden entlassen, die blaue Kriegsbeleuchtung herrscht noch vor; die Fremden scheinen zu fehlen - es ist noch nicht wieder das fröhliche, das leichte, das einzige Paris. Der Nachtzug eilt durch Frankreichs Fluren, und selten sehen wir ein Licht. Eine junge, schwarzlockige, sehr schöne Burgunderin und ich, wir sind die einzigen Fahrgäste. Sie will zur Weinlese nach Hause fahren. Sie erzählt von den letzten, bangen Tagen in Paris. In Mouchard steigt sie früh 4 Uhr um nach Südburgund. Vier Arbeiter treten halb verschlafen ins Nebenabteil. Bald beginnen sie zu politisieren. Mit den letzten Ereignissen sind sie sehr unzufrieden. Ihre Diskussion geht bald über in eine Debatte um die 40-Stunden-Woche. - Grenze bei Les Verrières: eine gemütliche und friedliche Grenze. Der französische und der schweizerische Grenzwächter stehen beisammen und plaudern. Beide haben stattlichen Umfang und den Ledergurt im alleräussersten Loch. Durch den Neuenburger Jura mit dem erwachenden Tag. Hell leuchtet eine frühe Morgensonne über den Mont Vully und den blanken See, und fern über dem Nebelmeer grüssen uns nach langer Zeit die Alpen. Wie gern kommt man immer wieder nach Hause! Klein ist unsere Heimat, aber unvergleichlich schön. Je mehr man reist, je mehr bestärkt sich die Ueberzeugung, den schönsten Fleck der Erde als Vaterland zu besitzen. Wahren wir dieses köstliche Gut gegen wen es immer sei mit unerschütterlichem Mut, mit zäher Willenskraft, mit unbeirrbarem Glauben.

Wie es ein Wiedersehen gibt mit »For ever«
und sie mit dem Fischzug Petri in die neue Heimat fährt.

Der Krieg ist vermieden. Frankreich entlässt seine Reservisten. Bald muss auch die Ausfuhr- und Durchfuhrsperrung für Pferde fallen. Ich weiss, dass drüben noch ein Pferdetransport von 240 Remonten für unsere Armee wartet; vielleicht lässt es sich machen, das »For ever« gleich mitreisen kann. Das Pferdeheim ist bereit, sie mit seinem Transportwagen zur gewünschten

Stunde an den bezeichneten Verschiffungshafen zu bringen. Die Abteilung für Leichte Truppen, bei der ich vorspreche, wäre nicht abgeneigt, meinem Gesuche zu entsprechen, denn schliesslich bin ich wegen meiner Wehrmannspflicht vorzeitig heimgereist. Aber auch wir Hirtenknaben haben bekanntlich eine ausgedehnte Paragraphenplantage: Irgendwie gehe es nicht, das gäbe schwierige Transportabrechnungen und sei kompliziert, und - stereotype Ausrede jedes Amtsschimmels, wenn er seine Extratour traben sollte - wegen der Konsequenzen. So reise ich hinüber, und meine einzige freudige Erwartung ist diesmal, »For ever« wiederzusehen.

Es ist ein regnerischer und nebliger Tag, wie ich nach langer Fahrt durch den Parkweg zum Pferdeheim marschiere. Aus 30 Boxtüren der langen Südfront blicken viele Pferdeköpfe, und »For evers« rehbraune Stirne entdecke ich schon auf 100 Schritt. Sie spitzt die Ohren, schaut nach mir hin, muss mich am Schritt erkannt haben, und wiehert freudig. Der englische »stabling-master« hat ein breites Lachen, wie ich sie gleich umarme. Sie hat inzwischen lange Winterhaare bekommen, denn oft war sie in den Feldern. Am folgenden Morgen schon verladen wir nach Folkestone und hoffen, gleich mit einem Schiff über den Kanal setzen zu können. Doch Mr. Peden vom Hause Peden and Son ist am Bahnhof mit drei Knechten, und sie legen gleich Hand an, und ich bin höchst verwundert, denn ich habe niemand zu unserem Empfang bestellt. Aber Peden and Son sind die »sole agents for the Continental horse trafic« (die einzigen Agenten für Pferdetransporte nach dem Kontinent), und sie verstehen ihr Geschäft: Heute könne nicht mehr eingeschifft werden, der englische Hafentierarzt müsse erst her und könne erst morgen kommen, und das nächste Frachtschiff fahre dann um Mittag nach Boulogne. Was will man da machen? Auch die Bahnbeamten scheinen mit Mr. Peden and Son vertraut, und die Schiffsagenten: Wenn ich partout wolle, könne ich ja »For ever« auf einem Passagierdampfer mitnehmen; aber der Zuschlag betrage 3½ Pfund und etliche Spesen. So fügen wir uns. Peden and Son haben Stallungen für hundert Pferde, meist grosse, komfortable Boxen, und »For ever« kommt in die stolzeste, ohne zu fragen. Wie ich mich nach einem Hotel erkundige, wird mir zuvorkommend erklärt, meine Kofferchen seien schon hinübergeschafft ins »Royal« - teure Bude natürlich: unter einem Pfund kommt man da am Morgen nicht wieder heraus. Die Fürsorge von Peden and Son für ihre Klienten ist wahrhaft rührend - die Rechnungen frühmorgens auch: im Hotel gerade ein Pfund ein Schilling und ein Penny. Aber »For ever« übertrumpft mich noch um 3 Schilling. Es gibt da gar viele Pöstchen: livery, attendance, unloading, leading, loading, lead, customs-formalities, veterinary, formalities, exportexamination, police-stamps, certificates, und bis untenaus läppert sich das zu erstaunlichen Ziffern zusammen. Man seufzt innerlich und lässt sich äusserlich nichts anmerken und legt die Lappen mit jener gewissen Selbstverständlichkeit hin, als ob dort, wo die gewesen, noch viele wären - etwa wie der Hohmad-Köbu, der immer, wenn er ins Dorf geht, seine Münz vorher umwechselt, damit er für seine Stumpen einen ganzen Fünfliber auf den Ladentisch bängeln kann: »Es tuet mer leid, aber i ha wieder einisch nume Grobs im Sack.«

Der Lastdampfer, der zwischen Folkestone- Boulogne-Dieppe und Dover hin und her seine Ladungen schleppt, liegt mit seiner Brücke zu tief unterm Quai, um »For ever« über den Steg hinunterzuführen. So wird sie mit dem Kran hochgezogen, hinübergeschwenkt und auf das Deck niedergesenkt - nicht so wie in Albanien oder im Orient, wo man den Tieren lediglich eine Bauchgurte unten durchzieht, so dass sie sicher eine entsetzliche Angst ausstehen während der Fahrt durch die Luft. Hier hat man komfortable Krankasten; trotzdem hören wir »For ever« schnauben und stampfen, und entrüstet verlässt sie an Bord den schmalen Kasten. Ich wundere mich über die relativ starke Besatzung eines derartigen Lastdampfers: ein Kapitän, zwei Offiziere, zwei Ingenieure, zwei Maate, zehn Matrosen und drei Schiffsjungen, also 20 Mann. Wir sind nur zwei Passagiere, »For ever« und ich, und daher Hahn im Korb. »For ever« ist selten allein. Zwei der Matrosen sind Iren, und dies sagt alles: jede freie Minute kommen sie in ihrem breitspurigen Schritt über die Planken geschlendert, ihr den Hals zu streicheln. Dann hat sie noch einen kleinen Reisekameraden, der nun eigentlich die Fahrt übers Meer wider Willen mitmacht. Ein niedlicher Buchfink ist an Bord geflogen, wie ich »For ever« den Hafer vorschüttete, um Körnchen zu picken; und wenn alles aufgepickt war, was daneben fiel, schlenkerte mein brauner Hunter den Kopfsack, damit wieder Körner herunterfielen - dies ist kein Märchen -, und so wird der Buchfink mit dem Picken nicht fertig. Und wie er an Land fliegen will, sind wir schon auf See und viel zu weit vom Ufer weg, als dass er seinen kleinen Flügeln den langen Flug zumuten könnte. So kehrt unser Buchfink zurück und spaziert nun auf Deck herum. Sicher wird er in Frankreich an Land fliegen und sich wider Erwarten in völlig fremden Landen finden. Armer, kleiner Buchfink!

Ein riesiger Rauchsclot taucht am Horizont auf, und immer grösser und bedrohlicher werdend, erscheint eine der schwimmenden Festungen Albions, ein britisches Kriegsschiff mit ganz schwerer Bestückung. Eilig stürzt ein Schiffsjunge zur Fahnenstange und lässt die Union-Jack dreimal auf- und niedergehen zum Gruss, und drüben tun sie also.

Boulogne-sur-Mer, Stadt der Fischer. Es regnet scheusslich. Und wieder steht ungerufen ein freundlicher Mann da zum Empfang, Monsieur Bona von der Agence Bona, Transports Internationaux. Meine Versicherung, ich möchte ohne Aufenthalt weiterreisen, quittiert er zuvorkommend mit einem gar lieblichen Lächeln: «Impossible, vous ne pouvez pas quitter avant demain midi.» Und die Bahnbeamten nicken beistimmend. Und wiederum kommen wir zu einem unvorhergesehenen Aufenthalt im schönen Boulogne-sur-Mer. Das Hotel lasse ich mir diesmal nicht vorschreiben und habe den trügerischen Trost, hier gehe es ja nicht um Pfunde, sondern nur um französische Franken, und zu einem guten Nachtessen gebe es fast umsonst einen besonders guten Wein. Aber dieser freundliche Monsieur Bona hat eine ebenso lange Positionenleiter auf seinen Rechnungen vorgedruckt wie sein Kollege in Folkestone, und ganz zuunterst gibt er dem Ganzen noch den Träf mit dem Vermerk: Service jours fériés ffr. 35.- et commission extra ffr. 80.-. »For evers« Hotelrechnung macht hier gerade 290 französische Franken. Dazu gibt es noch einen kleinen Streit. Der alte Mann, der meinen Hunter zum Stall führte, ist nicht Mitglied des Transportarbeitersyndikats, und ein Gewerkschafter läuft ihm nach

und möchte ihm den Halfterstrick aus der Hand reissen und schreit, er hätte hier am Hafen nicht der organisierten Arbeiterschaft den Verdienst wegzunehmen. Der arme alte Mann ist ganz verdattert, und der dicke Monsieur Bona regt sich auf, bis sich endlich der organisierte Pferdeführer mit vielen Drohungen auf Klageerhebung abhängen lässt. Des Lebenskampfes Härte hat sich bei so einer kleinen Arbeitsgelegenheit, wie »For evers« Gang zum Stall und zurück, schlaglichtartig aufgezeichnet.

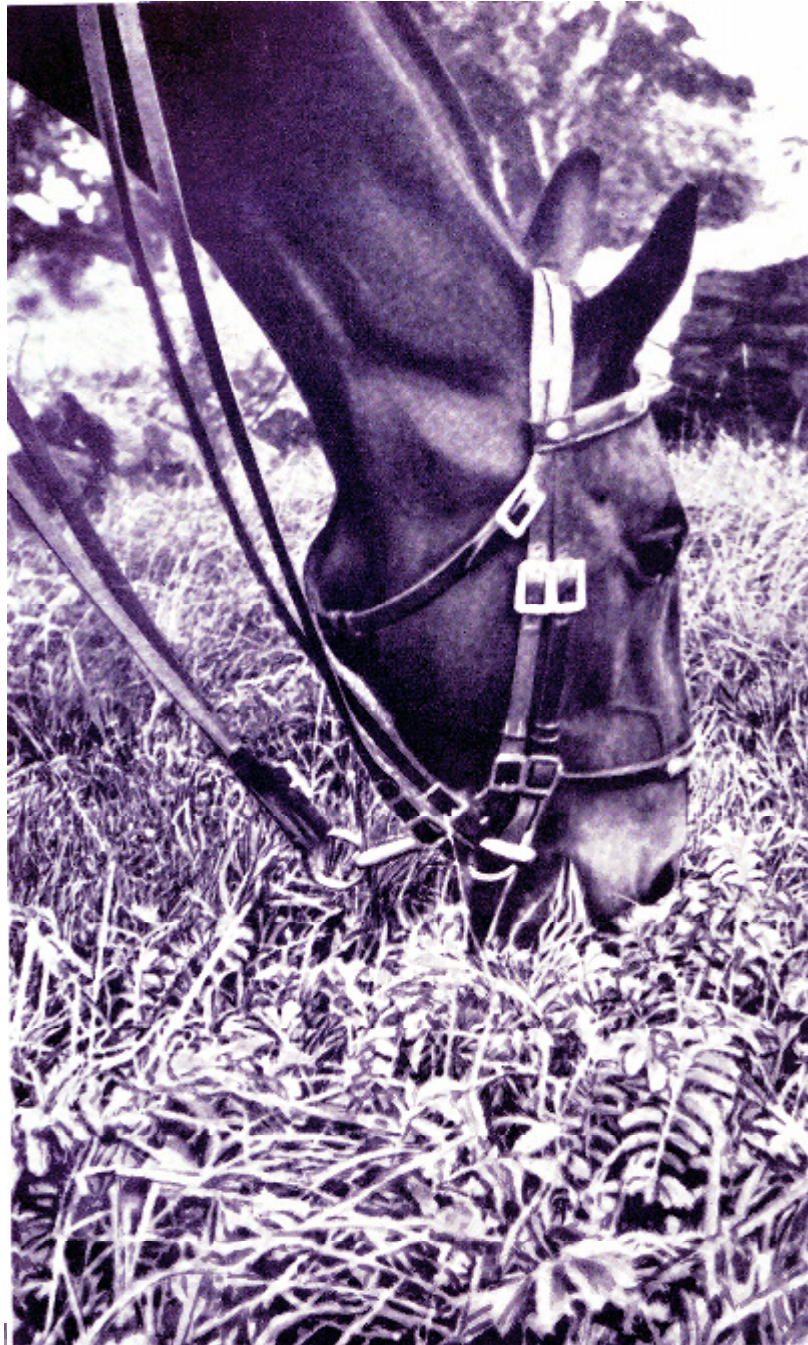
Monsieur Bona hatte mir versichert, zur gewöhnlichen Fahrtaxe könne ich einen »wagon-écurie« haben, und wenn ich zurückdenke an den ledergepolsterten Stallwagen in England, so habe ich mir den Entschluss nicht lange zu überlegen. Nun steht ein kleines Schachtelwägelchen da mit gerade vier Meter Radabstand, und es hat sicher schon das Schlachtross des Generals Bourbaki beherbergt. Aber immerhin: »For ever« besteigt das Druckli mit einer Selbstverständlichkeit, dass auch ich alles Vertrauen fasse und lediglich mich noch ganz schüchtern versichern möchte, ob auch alles in Ordnung: Schmierung, Bremsen, Federn. Der ordonnanzwidrig dicke Bähnler, der mir behilflich ist, zeigt höchstes Erstaunen über mein unberechtigtes Misstrauen: «Oh, M'sieur, chez nous tout le materiel est en bon état.» Zur Vorsicht verlange ich immerhin ganz bestimmt, diesmal an die Spitze und nicht an den Schwanz des Zuges zu kommen, denn mit dem Bourbaki-Druckli möchte ich wirklich nicht durch ganz Frankreich »Schlange ziehen«.

Unser Zug ist der tägliche Fischzug dieser Jahreszeit. Von der Fischerstadt Boulogne zieht er über den Kontinent, und in dreissig Güterwagen sind viele hunderttausend Fische in Kisten und Fässern verfrachtet - wahrhaftig ein Fischzug Petri, der seinen Segen über die Lande ergiesst. Dieser Fischzug durchfährt im Eilzugstempo das weite Frankreich, und unser Druckli ist gleich hinter dem Tender und rattert über Schienen und Weichen kleiner Stationen, dass es ein Graus ist. Im Verlauf der Jahrzehnte müssen die Räder ihre kreisförmige Rundung leicht zur Ellipse verschoben haben: das Wägeli schuhplattelt in teuflischem Schnelltakt über die Schienenbindungen, und »For ever« lässt durch die Dunkelheit der eingebrochenen Nacht ein Schnauben hören. Ich lege mich vor ihre Krippe zum Schlafen, und wenn ich zuweilen aufwache, hält das Bourbaki-Druckli auf einer Station irgendwo zwischen Signalmasten und beiseitegestellten Wagen, und der Regen trommelt gleichmässig auf das Blechdach, und das nächstmal weckt mich wieder das Rattern und Schlinggern und Kreischen der Räder, die sich gegen die Kurven stemmen. Es ist schon heller Tag und gegen 9 Uhr französischer Zeit, wie wir in Belfort auf ein Seitengeleise geschoben werden, und nach Fahrplan sollten wir schon in zwei Stunden in Basel sein. Bei irgendeinem Beamten bringe ich meine Reklamation an und sage ihm, in Boulogne-sur-Mer hätte man mir bestimmt versichert, ich würde um 7 Uhr früh in Basel sein. Und dieser Beamte ist fast noch dicker als sein Kollege in Boulogne - nur dass er statt der Dienstmütze sein Beret hinten auf dem kahlen Schädel hat, wie ein Melkerkäppi. Er macht eine wegwerfende Handbewegung: «Oh, ces imbéciles de Boulogne-sur-Mer! Comment ils veulent savoir ce qui se passe chez nous à Belfort! Est-ce que nous savons ici ce qu'il passe à Boulogne-sur-Mer?» Von solch treffender Logik bin ich ganz erschlagen, und all mein Unmut ist

weg ob dieser fröhlichen Nonchalance. Und doch mag uns dies zu denken geben. Frankreich, dieses grosse und reiche Land, wird durch diesen an sich nicht unsympathischen Gleichmut immer mehr ins Hintertreffen kommen. Hoffen wir, dass es sich aufrafft in dieser vorgerückten Stunde, wie es sich immer mit erstaunlicher Energie auf sich selbst besann, wenn das Vaterland in Gefahr stand.

In Basel kann »For ever« das Bourbaki-Druckli verlassen und sich im engen Hof des Elsässer Bahnhofes ein wenig Bewegung machen. Ein freundlicher Zöllner mit dem gutbernischen Namen Scheurer hat bald herausgefunden, dass dies die »For ever« von der »National-Zeitung« sein müsse, und auch Passanten, die über die Brücke gehen, erkennen sie. Die Zollformalitäten sind bald erledigt, und wir könnten mit dem nächsten Schnellzug Bern zu, wenn das Druckli nicht einen gar so kurzen Radstand hätte. Die Vorschriften der SBB erlauben aber den Anschluss wegen dieses Mangels nicht; bei der ersten Kurve müsse ja das Wägelchen aus den Schienen fliegen, erklärt mir der Rangiermeister. Da haben wir also mit dem Güterexpress durch Frankreich allerlei Glück gehabt, und fast möchte uns nachträglich das Grausen ankommen, wie den sagenhaften Reiter über den Bodensee.

Der Maler hat »For evers« Stall oben am Könizbergwald zum Empfang frisch geweisselt, und blumengeschmückt ist die Tür, durch die sie tritt, ohne zu ahnen, dass sie in ihrer neuen Heimat angekommen ist. Sie fühlt sich bald heimisch und legt sich nieder, von den Strapazen der langen Fahrt auszuruhen. Und damit möchten wir uns von dir verabschieden, liebe Leserin, geneigter Leser; denn unsere gemeinsame Reise über die britischen Inseln ist zu Ende.



„For Ever“



Ruine der Königsburg von Cashel



New Castle



Castle Forbes



Irische Moorbauern



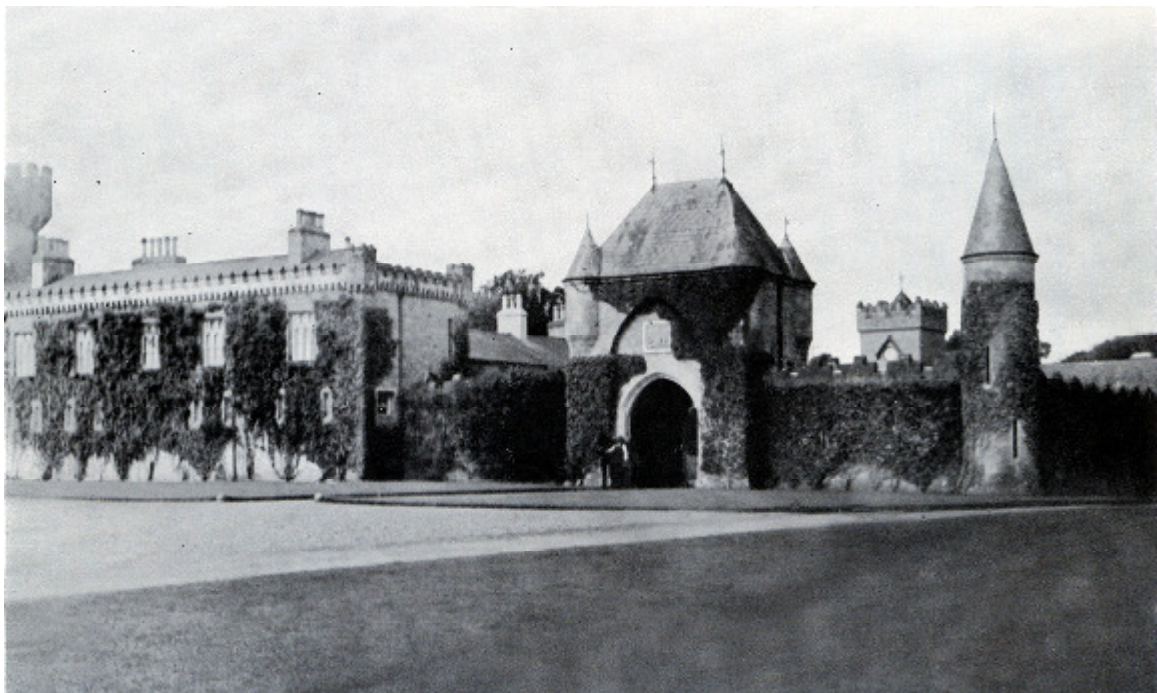
Der Zwerg von Cavan



Moorbauers Eselein



Irishes Schlosstor



Castle Forbes: östliches Tor



Loch Lomond – schottisches Hochland



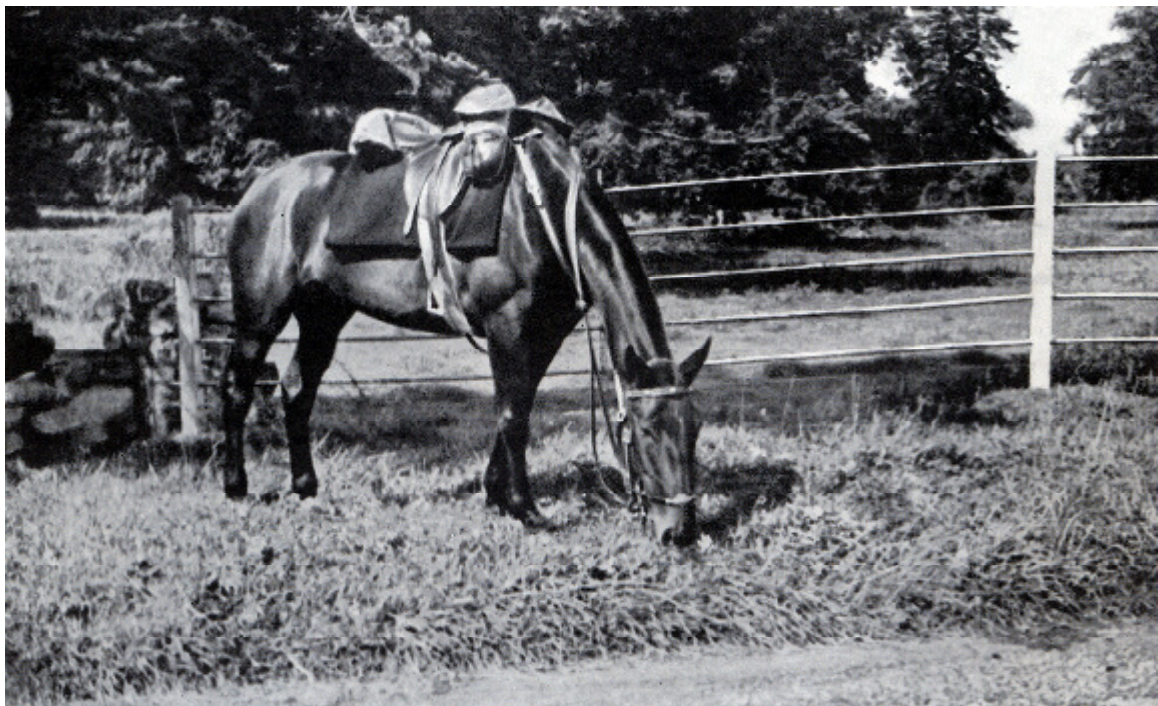
Am schottischen Schlosstor



Irische Weide



An der Tränke



Wegrast



„For Ever“ wird verfrachtet



Boulogne-sur-Mer

Die Sonderausgabe dieses Buches umfasst 285 Exemplare, gezeichnet von nachverzeichneten Subskribenten:

	Buch-Nr.
Herrn August Ackermann, Winterthur	1
Fräulein Dr. med. dent. Clara Aeby, Thalwil	2
Fräulein Dr. med. dent. Clara Aeby, Thalwil	3
Fräulein Maria Aeby, Bern	4
Herrn Kavallerie-Major Dr. Paul Aerni, Olten	5
Herrn Paul Affolter-Müller, Lichtspiele, Liestal	6
Herrn Oberstbrigadier Baeschlin, Zollikon	7
Herrn Ständerat Iwan Bally, Schönenwerd	8
Herrn Dr. Willy Balsiger, Gut Kleinwabern, Bern	9
Madame L. Bändel, Berne	10
Madame L. Bändel, Berne	11
Herrn Dr. med. Th. Barth, Moutier	12
Schweizerisches Bauernsekretariat, Brugg	13
Fräulein Rosmarie Beck, Landshut (Bern)	14
Herrn Professor Dr. Hans Bernhard, Zürich	15
Herrn H. Bernhard, Gasthof »Zum Löwen«, Worb	16
Herrn Dr. Joh. Berry, Villa »Arona«, St. Moritz	17
Herrn R. G. Bindschedler, Bankier, Zürich	18
Herrn Kavallerie-Leutnant Rudolf Bindschedler, Zürich	19
Herrn Oberst J. Blankart, Zürich	20
Herrn Paul Bloch, Zollikon	21
Herrn Kavallerie-Oberleutnant A. Bosshard, Wetzikon	22
Herrn Kavallerie-Major Primus Bon, Zürich	23
Herrn Kavallerie-Major Primus Bon, Zürich	24
Frau M. Branger, Hotel »Lukmanier«, Chur	25
Herrn Direktor Buchmüller-Bürki, Bern	26
Herrn Hermann Bürki, Bern	27
Herrn Oberst Peter Bürki, Platzkommandant von Luzern	28
Herrn Walter Bürki, Bern	29
Herrn Kavallerie-Leutnant Burger, Zürich	30
Herrn Artillerie-Oberleutnant Hans Burren, Bindenhaus, Köniz	31
Fräulein Lydia Burren, Bindenhaus, Köniz	32
Herrn Oberst W. Buser, Territorial-Inspektor 3.A.K., Zürich	33
Herrn Major Dr. E. Christen, Kdt. Terr.-Bat. 138, Liestal	34
Herrn Major Dr. E. Christen, Kdt. Terr.-Bat. 138, Liestal	35
Herrn Verwalter Clerc, Hartlisberg	36
Herrn Ingenieur Emil Dick, Gümligen	37
Herrn Richard Dietiker, Bern	38

Herrn Dr. med. Dreyfus, Bern	39
Herrn Nationalrat Duttweiler, Zürich	40
Herrn Nationalrat Duttweiler, Zürich	41
Herrn Nationalrat Duttweiler, Zürich	42
Fräulein M. Ehret, Lausanne	43
Herrn Oberst Gustav Eisenmann, Biberist	44
Herrn Kavallerie-Oberst *	45
Herrn Kavallerie-Major Enderlin, Bühler (App.)	46
Herrn Dr. G. Engi, Riehen bei Basel	47
Herrn Dr. G. Engi, Riehen bei Basel	48
Herrn Hermann Ernst, Fabrikant, Aarwangen	49
Herrn Oberleutnant W. Fankhauser, zum »Löwen«, Walterswil	50
Herrn Oberst Theodor Fehlmann, Schöffland	51
Herrn Hans Fierz-Pezolt, Zürich	52
Fräulein Erika Fierz, Zürich	53
Herrn Oberst Fierz, Muri bei Bern	54
Herrn Willy Erich Fischer, Fabrikant, Menziken	55
Herrn Hauptmann Fischer, Kdt. Drag.-Schw. 28, Itingen	56
Herrn Conrad Fitzi, Gais	57
Herrn Oberstbrigadier Flückiger, Biel	58
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Hans Frey, Bubikon	59
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Hans Frey, Bubikon	60
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Hans Frey, Bubikon	61
Herrn Dr. A. Frey, Riehen bei Basel	62
Herrn Hans Frey, Muristrasse, Bern	63
Herrn Oberstdivisionär *	64
Herrn Generaldirektor Oscar Frey, Schaffhausen	65
Herrn J. C. Fridlin, Gut Löbern, Zug	66
Herrn Fritz Friedli, Lehrer, Hubbach, Dürrenroth	67
Herrn Kavallerie-Oberst Füglistaller, Basel	68
Herrn Nationalrat Dr. R. Gallati, Glarus	69
Herrn Dr. Robert Gasser, Zahnarzt, Belp	70
Herrn Dr. A. Gassmann, Zahnarzt, Bern	71
Herrn Major A. W. Gattiker, Zürich	72
Herrn Harry Gattiker, St. Gallen	73
Herrn a. Kantonsrat Gattiker-Eschmann, Brunnenhof, Richterswil	74
Herrn a. Kantonsrat Gattiker-Eschmann, Brunnenhof, Richterswil	75
Frau Nina Gattiker-Tanner, Haus »Sonneck«, Rapperswil (St.G.)	76
Herrn Dr. A. Gentinetta, Zahnarzt, Brig	77
Herrn Kavallerie-Major Gerber, eidg. Kav.-Remontendepot Bern	78
Herrn Hans Giger, Bern	79
Fräulein Frieda Girsberger, Meilen	80
Herrn Professor Dr. Glanzmann, Bern	81

Herrn Rittmeister J. von Glutz, Les Breuleux	82
Herrn Oberstleutnant H. Graf, Klostergutsverwaltung Paradies, Schaffhausen	83
Herrn Oberstdivisionär von Graffenried, Kdt. 3. Div., Bern	84
Herrn Artillerie-Oberstleutnant Friedrich Grunauer, Basel	85
Herrn Hans von Gunten, Längenschachen	86
Herrn Oberst Gutzwiller, Wallisellen	87
Herrn Oberst Gutzwiller, Wallisellen	88
Herrn Oberst Gutzwiller, Wallisellen	89
Herrn Jean Haecky, Hotel des Balances, Luzern	90
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Werner Haller, Bern	91
Herrn Dr. Bernhard Hammer-von Orelli, Solothurn	92
Herrn Dr. Bernhard Hammer-von Orelli, Solothurn	93
Herrn Art.-Hauptmann G. Heberlein, Auf der Wanne, Wattwil	94
Herrn Dr. Max Ikle, Zürich	95
Herrn Dr. C. Baumann, Küsnacht-Zürich	96
Herrn Andreas Hefti, Schwanden (Glarus)	97
Herrn Dragoner-Leutnant Held, Neuegg, Sumiswald	98
Frau Professor C. Henschen-Naef, Basel	99
Herrn Kavallerie-Oberstleutnant Charles Heuer, Biel	100
Herrn Kav.-Oberleutnant Heuer, Kloster Gottstatt, Orpund	101
Herrn Oberst Heusser, Direktor der kant. Strafanstalt, Regensdorf (Zürich)	102
Herrn Kavallerie-Major Thomas Hew, Klosters	103
Herrn F. Hodler-Steiger, Bern	104
Herrn Artillerie-Oberst Max Hoegger, Zürich	105
Herrn Rudolf Hofer, Schreinermeister, Diessbach bei Buren	106
Herrn Rudolf Hofmann, Fabrikant, Uznach	107
Herrn P. Hoffmann-Villiger, Aarau	108
Herrn Rudolf Hostettler, Pferdelerant, Holligen (Bern)	109
Herrn Peter Hostettler, Holligen (Bern)	110
Herrn Heinrich Hürlimann, Zürich	111
Herrn Heinrich Hürlimann, Zürich	112
Herrn Kavallerie-Oberstleutnant Dr. Max Hürlimann, Zürich	113
Herrn F. Jegerlehner, Sierre	114
Herrn F. Imhoff, Basel	115
Herrn Ingold, Brunnadern, Bern	116
Herrn Hauptmann Kalt, Zug	117
Herrn Oberstleutnant Karrer, Zürich	118
Eidg. Kavallerie-Remontendepot, Bern	119
Herrn Paul Kehrli, Bern	120
Herrn Ernst Kernen, Bern	121
Herrn Kavallerie-Major J. G. Kiener, Bern	122
Herrn O. Kipfer-Gfeller, Bern	123
Fräulein E. Kläy, Gartenbauschule Oeschberg, Koppigen	124

Fräulein E. Kläy, Gartenbauschule Oeschberg, Koppigen	125
Herrn Dr. Koechlin, Basel	126
Herrn Kavallerie-Oberst Koller, Ittigen	127
Schweizerische Kreditanstalt, Zürich	128
Herrn Dr. jur. Kubli, Advokaturbureau, Glarus	129
Herrn Major i. G. Viktor Laager, Bischofszell	130
Herrn Major i. G. Viktor Laager, Bischofszell	131
Schweizerische Landesbibliothek, Bern	132
Herrn Dr. A. Landolt, Zofingen	133
Herrn Dr. A. Landolt, Zofingen	134
Herrn Dr. A. Landolt, Zofingen	135
Herrn Dr. A. Landolt, Zofingen	136
Herrn Dr. A. Landolt, Zofingen	137
Herrn Dr. A. Landolt, Zofingen	138
Herrn Dr. A. Landolt, Zofingen	139
Herrn Hauptmann Erich Lang, Reiden	140
Herrn Ingenieur Lauper, Ziegelei, Pieterlen	141
Herrn Professor Dr. Laur, Schweiz. Bauernsekretär, Brugg	142
Herrn H. Ledermann, Fabrikant, Bern	143
Herrn Kavallerie-Hauptmann Hans Lendi, St. Gallen	144
Herrn E. Liechti-Zbinden, Bern	145
Herrn Ständeratspräsident E. Löpfe-Benz, Rorschach	146
Herrn Ständeratspräsident E. Löpfe-Benz, Rorschach	147
Herrn Direktor Dr. Lüdi, Schweiz. Depeschenagentur, Bern	148
Frau Dr. Lüscher, »Waldhüsi«, Gümligen	149
Herrn Kavallerie-Oberstleutnant A. J. Lüthi-Nabholz, Burgdorf	150
Herrn Dr. h. c. J. Lüthi, Leiter des Gutenbergmuseums, Bern	151
Herrn Robert Lüthy, Fabrikant, Bern	152
Frau Paul Märki-Dick, Bern	153
Herrn Kavallerie-Oberst A. Marbach, Bern	154
Herrn Kavallerie-Oberst A. Marbach, Bern	155
Herrn Inspektor Otto Marti, Bern	156
Herrn E. Meisser, Büffet SBB, Buchs (St. Gallen)	157
Herrn H. Messer, Mühle, Fraubrunnen	158
Herrn Oberstleutnant Hans Messmer, Basel	159
Herrn Dr. Otto Messmer, Bern	160
Herrn Major Dr. Meuli, Altnau	161
Herrn Dr. H. Meyer-Wild, Rechtsanwalt, Zürich	162
Herrn Dr. H. Meyer-Wild, Rechtsanwalt, Zürich	163
Herrn Kavallerie-Hauptmann Jakob Meyer, Ziegelhof, Liestal	164
Militärdepartement des Kantons Solothurn	165
Herrn Bendicht Moser, Posthalter, Diessbach bei Buren	166
Herrn Fritz Moser, Fürsprecher und Notar, Köniz	167

Herrn Dr. H. Müller-Waiser, Sonnenhalde, Herisau	168
Herrn Professor Dr. W. Müller, Chene-Bougeries, Genf	169
Schwestern J. und H. Munzinger, Ölten	170
Herrn Kavallerie-Oberst A. Mylius, Basel	171
Herrn Kavallerie-Oberst A. Mylius, Basel	172
Herrn Kavallerie-Major Nabholz-von Grabow, Schloss Hilfikon	173
Herrn Gemeindeammann A. Näf, Oberuzwil	174
Herrn Dr. E. Nüscher, Basel	175
Herrn Dr. E. Nüscher, Basel	176
Herrn Dr. E. Nüscher, Basel	177
Herrn Werner Obrecht, Wiedlisbach	178
Herrn Emil Oswald, zum »Adler«, Amriswil	179
Madame Agnes Pelissier-Pezolt, Marseille	180
Herrn Direktor A. Petermann, Bern	181
Herrn Dr. med. G. Peyer, Arzt, Laufen	182
Herrn Oberstleutnant Alfred Pezolt, Bern	183
Herrn Oberstleutnant Alfred Pezolt, Bern	184
Frau Fürsprech Pezolt, Bern	185
Herrn Eugene Pezolt, Château des Cinq Loups, Luynes-en-Provence (France)	186
Herrn Kavallerie-Hauptmann Peter von Planta, Zuoz (Engadin)	187
Herrn Kavallerie-Hauptmann Peter von Planta, Zuoz (Engadin)	188
Herrn Direktor H. Pfister, Bern	189
Herrn Kavallerie-Oberstleutnant Max Reber, Interlaken	190
Herrn Kavallerie-Oberstleutnant Max Reber, Interlaken	191
Herrn Max Reber, Kantonsschüler, Solothurn	192
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Fritz Reichart, Basel	193
Herrn Oberstleutnant Hugo Remund, Zürich	194
Reitklub des Offiziersvereins Herisau	195
Herrn W. F. Rheinboldt-Looser, Rüschlikon	196
Herrn Oberstleutnant Dr. Ritter, Münsterlingen	197
Herrn Oberstleutnant Dr. Ritter, Münsterlingen	198
Herrn Direktor A. Roniger, Rheinfelden	199
Herrn Direktor A. Roniger, Rheinfelden	200
Frau E. Roth-Saxer, Lenzburg	201
Herrn Kavallerie-Hauptmann Norman Roth, Oftringen	202
Herrn Oberstleutnant A. Rubin, Bern	203
Herrn Kavallerie-Hauptmann W. Rüfenacht, Bern	204
Herrn Kavallerie-Major E. Ruef, Bern	205
Herrn Otto Ruff, Privatier, Zürich	206
Herrn Dr. E. Ruppanner, Samaden	207
Herrn Kavallerie-Oberstleutnant A. Rutishauser, Scherzingen	208
Herrn Kavallerie-Oberstleutnant A. Rutishauser, Scherzingen	209
Herrn Direktor H. Seiler, Zermatt	210

Herrn Ingenieur Siebenmann, Bern	211
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Urs Sieber, Attisholz	212
Herrn Joh. Ulrich Siegenthaler, Domänenverwalter, Muri (Bern)	213
Herrn Kavallerie-Oberst Otto Siegenthaler, Gossau (St- Gallen)	214
Herrn R. Siegenthaler-Luche, Bern	215
Herrn Kavallerie-Leutnant Simmen, Obereggbühl, Zürich-Höngg	216
Herrn A. Sollberger, Konservenfabrikant, Bern	217
Redaktion des »Sport«, Zürich	218
Herrn Hauptmann von S.	219
Herrn Oberstleutnant H. Syfrig, Oberwinterthur	220
Herrn Dr. med. dent. Schatzmann, Meisterschwanden	221
Herrn Kavallerie-Hauptmann Dr. Schellenberg, Steckborn	222
Herrn Oberstdivisionär Scherz, Kdt. 4. Div., Muri bei Bern	223
Herrn Oberstdivisionär Scherz, Kdt. 4. Div., Muri bei Bern	224
Herrn Oberstdivisionär Scherz, Kdt. 4. Div., Muri bei Bern	225
Herrn Oberstdivisionär Scherz, Kdt. 4. Div., Muri bei Bern	226
Herrn Oberstdivisionär Scherz, Kdt. 4. Div., Muri bei Bern	227
Herrn H. Otto Schiess, Basel	228
Herrn Gottlieb Schneider, Gutsbesitzer, Weyer, Wabern	229
Herrn H. Schnyder-Dreher, Biel	230
Herrn H. Schnyder-Dreher, Biel	231
Herrn Dr. E. Schüpbach, Steffisburg	232
Herrn Dr. E. Schüpbach, Steffisburg	233
Herrn Dr. med. A. Schwarz, Thayngen	234
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Boris Schwarz, Lenzburg	235
Herrn Kavallerie-Oberleutnant Boris Schwarz, Lenzburg	236
Herrn Zahnarzt Walter Schwarz, Bern	237
Frau Elvira Schwarz-Pezolt, Köniz	238
Fräulein Ruth Schwarz, Köniz	239
Herrn Leonhard Schwarz, Hotel de la Paix, Genf	240
Verband Schweizerwoche, Solothurn	241
Herrn Oberstleutnant Schwendimann, Thun	242
Herrn Oberst Schwyter, Bern	243
Stadtkanzlei Bern	244
Herrn Guidenfeldweibel Gustav Stähli, im Ghei, Rüschlikon	245
Herrn Gemeinderat O. Steiger, Bern	246
Herrn Gemeinderat O. Steiger, Bern	247
Herrn Dr. H. Steiner, Zahnarzt, Grosshöchstetten	248
Herrn Hauptmann Steiner, Goldau	249
Herrn Emil Steiner-Bressani, Zürich	250
Herrn Emil Steiner-Bressani, Zürich	251
Herrn Dr. Karl Stettier, Muri bei Bern	252
Herrn Rudolf Stettier, Hotels »Sonne« und »Julier«, Silvaplana	253

Herrn Oberst Stocker, Zürich	254
Herrn Dr. J. Strebel, Tierarzt, Muri (Aargau)	255
Herrn Hermann Stucker, Bern	256
Herrn Minister Dr. Stucki, schweizerischer Gesandter, Paris	257
Herrn Oberleutnant Walter Temperli, Dürnten	258
Herrn E. Thönen, Lehrer, Neuegg, Sumiswald	259
Herrn Oberst Thomann, eidg. Armeeapotheker, Bern	260
Herrn Oberstleutnant Thommen, Kdt. der Eidg. Pferderegieanstalt, Thun	261
Herrn A. Treier, Bern	262
Herrn C. W. Tschan, zur »Börse«, Zürich	263
Herrn Oberleutnant Daniel Tschudi, Glarus	264
Zentralstelle für das schweizerische Ursprungszeichen, Bern	265
Frau Dina Vollmar, Lenzburg	266
Herrn Dr. med. Hans Wagner-Balsiger, Arzt, Koppigen	267
Herrn Oberst von Wattenwyl, Schweiz. Militärattache in Rom	268
Herrn Oberst von Wattenwyl, Schweiz. Militärattache in Rom	269
Herrn Kavallerie-Leutnant A. Weber, Neuhausen am Rheinfl	270
Herrn Oberleutnant Hans Weber, Thun	271
Herrn Oberst Werder, Bern	272
Fräulein Dr. Julia Wernly, Bern	273
Herrn Jules Widmann-Rutz, Winterthur	274
Frau Dr. Josy Widmer, Rothenburg	275
Herrn Oberstleutnant Dr. H. Wiedmer, Burgdorf	276
Fräulein Marta Wildi, Brugg	277
Herrn Oberleutnant F. A. Wirth, Bern	278
Herrn Oberst Dr. Wirz, Meiringen	279
Herrn Hugo Wyss, Fabrikant, Biel	280
Herrn S. Ziegler, Papierfabrik, Grellingen	281
Herrn Dr. Otto Zuber, Klostersgut Tänikon bei Aadorf	282